

VALERIA SERRAVALLI

#1

*Unter
falschem Siegel*

UNTER DEN AUGEN DER ZWÖLF

„Eine neue Geschichte aus der Reihe
Unter den Augen der Zwölf“

Unter falschem Siegel
Valeria Serravalli

Serie: Unter den Augen der Zwölf – Band 1

Impressum

© 2026 Michael Garbers
Alle Rechte vorbehalten.

Unter Einsatz von KI-Tools

Dieses Produkt wurde unter Lizenz erstellt. Das Schwarze Auge und sein Logo sowie Aventuria, Dere, Myranor, Riesland, Tharun und Uthuria und ihre Logos sind eingetragene Marken von Significant GbR in Deutschland, den U.S.A. und anderen Ländern. Ulissys Spiele und sein Logo sind eingetragene Marken der Ulisses Medien und Spiele Distribution GmbH.

Veröffentlichung im Scriptorium von

www.ulisses-ebooks.de

Über die Autorin



Valeria Serravalli stammt aus Belhanka, jener Stadt, in der Wein, Kunst und Gerücht denselben Wert besitzen.

Schon früh fand sie ihren Weg in die Salons der Patrizierhäuser, wo sie beobachtete, schwieg – und lernte, wie nahe in dieser Stadt Leidenschaft und Verpflichtung beieinanderliegen. Ihre Werke gelten als einfühlsame Spiegel des Herzens unter gesellschaftlichem Druck.

Valeria Serravalli lebt zurückgezogen im Süden Belhankas. Öffentliche Auftritte meidet sie bewusst. Ihre Manuskripte erreichen den Verlag stets über vertraute Hände. Wer sie kennt, beschreibt sie als aufmerksam, klug – und erstaunlich diskret.

In ihren Geschichten verknüpft sie persönliche Sehnsucht mit den moralischen Spannungen der Zwölfgötterwelt. Liebe ist bei ihr nie bloß Gefühl, sondern Entscheidung – unter Blicken, unter Siegeln, unter Eid.

„Unter den Augen der Zwölf“ ist ihre erfolgreichste Reihe.

„Die gefährlichsten Schwüre sind jene, die wir uns selbst nicht
laut eingestehen.“

Valeria Serravalli

Im Kontorhaus der Familie di Serris roch es nach Wachs, nassem Tuch und dem scharfen Staub frisch geöffneter Register. Durch die hohen Fenster fiel ein blasses Vormittagslicht auf die langen Tische, auf denen Bündel aus Rechnungen mit rotem Faden verschnürt lagen. Hinter der inneren Tür, deren Messinggriff vom täglichen Gebrauch stumpf geworden war, wartete nicht der Handel, sondern das Urteil der Familie.

Leomar di Serris blieb einen Herzschlag zu lange auf der Schwelle stehen. Er spürte, wie sich der feine Stoff seines Kragens an seinem Hals festklebte. Dabei war es kühl im Raum. Nur seine Haut spielte ihm Hitze vor, als hätte er den Weg vom Hafen her im Laufschrift genommen. Er strich mit dem Daumen über die Kante der Ledermappe unter seinem Arm, einmal, zweimal, bis das Leder quietschte. Dann trat er ein.

Am Fenster stand Dario di Serris, Oberhaupt des Hauses, in dunklem Rock, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Auf dem Tisch vor ihm lag bereits das kleine Haussiegel aus Bronze, daneben ein flacher Kasten mit Wechseln und zwei lose Blätter Pergament, die nicht zufällig dort lagen. Nichts lag in diesem Zimmer zufällig. Nicht einmal das Schweigen.

„Du bist spät“, sagte Dario, ohne sich umzudrehen.

„Ich bin nicht spät. Die Barke aus Neuhaven hat am Südkanal festgesessen.“

„Dann bist du vom Wasser aufgehalten worden und also spät.“

Leomar schloss die Tür hinter sich. Das Geräusch fiel schwer ins Zimmer. „Ihr wolltet mich sprechen.“

Jetzt drehte sich Dario um. Sein Blick glitt erst über Leomars Gesicht, dann auf die Mappe, dann wieder hinauf. „Ich wollte

hören, ob du mir heute eine Lösung bringst oder nur eine neue Umschreibung des alten Problems.“

Leomar trat an den Tisch. Er legte die Mappe vorsichtig ab, als könne ein zu hartes Geräusch den falschen Satz auslösen. „Ich bringe eine Lösung.“

Dario hob eine Braue. „Eine wirkliche? Oder eine, die bis zum nächsten Markttag hübsch aussieht?“

Leomar spürte, wie sein Kiefer fest wurde. Gerade so viel, dass es schmerzte. Er zwang die Finger, vom Mappenrand zu lassen. „Eine wirkliche.“

Dario nahm nicht Platz; also blieb auch Leomar stehen. Es war einer jener stillen, alten Hauskämpfe, die mit Haltung begannen, lange bevor ein Wort fiel. Wer stand, blieb angespannt. Wer keinen Stuhl anbot, erinnerte daran, wem der Raum gehörte.

„Dann sprich“, sagte Dario.

Leomar öffnete die Mappe. Das Rascheln der Pergamente war ihm plötzlich zu laut. „Das Haus Brennacker hält seine Zusage über die zwölfhundert Dukaten nur, wenn wir binnen fünf Tagen eine neue Sicherung vorlegen. Nicht bloß Warenerwartung, nicht bloß Bürgschaft aufkommende Zolleinnahmen. Eine Bindung, die den Zugang nach Terra Ferma und zugleich einen verlässlichen Betrieb am Wasser umfasst.“

„Das weiß ich längst.“

„Dann wisst Ihr auch, dass wir mit bloßen Lagerlisten nicht mehr durchkommen.“ Leomar zog ein Blatt hervor und schob es über den Tisch. „Ich habe einen Ansatz ausgearbeitet.“

Dario nahm das Pergament nicht sofort. Er sah erst Leomar an, als wolle er prüfen, ob die Kühnheit schon in dessen Gesicht stand. „Das Wort Ansatz gefällt mir nicht.“

„Dann nennt es Vertragsentwurf.“

Dario griff nach dem Blatt. Das feine Pergament knisterte unter seinen Fingern. Sein Blick lief über die erste Zeile, blieb hängen, kehrte zurück. Das Schweigen dehnte sich. Leomar merkte, dass er zu schnell atmete. Er zwang die Luft tiefer hinunter, doch der Brustkorb blieb eng.

„Eine Ehe“, sagte Dario schließlich.

„Eine Verbindung.“

„Eine Ehe“, wiederholte Dario und hob nun den Blick. „Zwischen dir und der Tochter eines Speicher- und Fährhausbesitzers von Terra Ferma.“

„Serana Valegian“, sagte Leomar. „Nicht nur die Tochter. Sie führt den Betrieb faktisch selbst.“

„Faktisch.“ Dario ließ das Wort trocken werden. „Ein sehr nützliches Wort. Es erlaubt Männern, weibliche Arbeit anzuerkennen, ohne ihr offen Macht zu nennen.“

Leomar biss die Antwort zurück, die ihm bereits auf der Zunge lag. Zu früh. Zu scharf. Beides hätte Dario nur erfreut. „Sie verhandelt die Fristen, den Hafenzins, die Einlagerungen. Wer mit dem Haus Valegian Geschäfte macht, verhandelt mit ihr.“

Dario las weiter. Leomars Nacken wurde heiß. Er wusste, wie das Blatt aussah: sauber, klar, mit Klauseln über Haftungsgrenzen, Mitgift in Warenwert statt in barer Summe, Zugriffsschutz für bestimmte Altlasten. Zu sauber vielleicht. Zu sichtbar

durchdacht. Man konnte einem Vertrag ansehen, ob er aus Not geboren war.

„Und du meinst“, sagte Dario langsam, „dass ich die Kreditlinie des Hauses an eine Ehe knüpfen soll, damit wir Hafenzugang, Lagerraum und den Anschein großzügiger Stabilität zugleich gewinnen.“

„Nicht den Anschein. Die Stabilität.“

Dario legte das Pergament flach auf den Tisch und strich es mit zwei Fingern glatt, als müsse er ein widerspenstiges Tier beruhigen. „Du klingst wie jemand, der selbst daran glauben möchte.“

Leomar spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg. Es ärgerte ihn, dass Dario es sehen konnte. „Ich glaube daran, dass es unsere beste Möglichkeit ist.“

„Unsere?“

„Die des Hauses.“

Dario trat einen Schritt näher. Nicht schnell. Gerade deshalb wich Leomar nicht zurück, obwohl sein erster, schändlich kindischer Impuls genau das wollte. „Und deine eigene?“, fragte das Familienoberhaupt leise. „Ist sie deckungsgleich mit der des Hauses?“

Da war sie, die eigentliche Klinge. Nie ganz offen, nie tief genug, um sich leicht verteidigen zu lassen.

Leomar hielt Darios Blick. „Ich habe nicht vor, das Haus zu schädigen.“

„Das habe ich nicht gefragt.“

Leomar schluckte. Sein Mund war trocken. „Die Verbindung wäre für beide Seiten nützlich.“

„Wieder nützlich.“ Dario lächelte nicht, doch etwas in seinem Gesicht tat so, als lohne sich Mitleid nicht. „Du warst gestern im Haus des Handelsreisenden.“

Leomars Finger zuckten, kaum sichtbar. Zu fest hatte er die Mappe wieder ergriffen. Er ließ sie sofort los, zu schnell, was es nur deutlicher machte. „Ich hole dort öfter Einschätzungen ein.“

„Von der Tempelvorsteherin?“

„Von Leuten, die hören, was zwischen Kontoren gesprochen wird.“

„Und was wurde dort über diese Serana Valegian gesprochen?“

Leomar hätte sagen können: genug, um ihren Namen als brauchbar einzustufen; zu wenig, um sicher zu sein; nichts, was die Unruhe erklärte, die ihm seit der ersten nüchternen Begegnung mit ihr im Körper saß. Er sagte stattdessen: „Dass ihr Betrieb unter Druck steht, aber nicht wertlos ist. Dass sie nicht leicht knickt. Dass sie...“ Er brach ab.

Dario hob den Kopf. „Dass sie?“

„Dass sie sich nicht wie eine Bittstellerin verhält.“

„Ach.“ Nun war es doch fast ein Lächeln. „Und das beeindruckt dich.“

„Es macht die Verbindung belastbarer.“

„Oder unbequemer.“

Leomar hätte das verneinen sollen. Stattdessen sagte er zu rasch: „Beides.“ Erst danach merkte er, dass er sich damit verraten hatte,

ohne zu wissen, worin genau. Er spürte es nur an der Schärfe, mit der Dario still wurde.

Das Familienoberhaupt ging zum Fenster zurück. Unten auf dem Innenhof rief jemand nach einem Schreiber; von fern kam das dumpfe Knarren einer Lastwinde herein. Leben, Geschäft, Bewegung. Hier drinnen zählte nur, ob ein Name zu einem anderen gelegt werden durfte wie Ware auf eine Waage.

„Hör mir gut zu, Leomar“, sagte Dario, noch immer mit Blick hinaus. „Ich dulde diese Verbindung nur unter Bedingungen. Erstens: Die Hauskreditlinie über zwölfhundert Dukaten wird ausschließlich freigegeben, wenn ein beglaubigter Ehevertrag vorliegt. Nicht ein Versprechen. Nicht eine Tempelandeutung. Beglaubigt. Mit Haftungsregeln, die unsere Altlasten von ihren trennen und ihre von unseren.“

„Selbstverständlich.“

„Fällt dir auf, wie rasch du zustimmst, bevor ich fertig bin?“

Leomar schloss den Mund. Sein Atem ging zu kurz. Ärger war einfacher als Angst, und beides lag ihm gerade dicht beieinander.

„Zweitens“, fuhr Dario fort, „wird keine Vermischung von Besitz erfolgen, bevor der Speichervertrag ihres Hauses für mindestens sechs Monde gesichert ist. Ich binde den Namen di Serris nicht an ein einstürzendes Fährhaus. Drittens: Sollte sich während der Verhandlungen herausstellen, dass der Betrieb Valegian stärker belastet ist, als du mir hier darstellst, dann wird die Verbindung sofort eingestellt. Ohne Rücksicht darauf, wie weit du dich bereits erklärt hast.“

Leomars Rücken verspannte sich. „Ich stelle ihn nicht falsch dar.“

„Das hoffe ich. Für dich.“

Dario drehte sich wieder um. „Viertens: Deine Aussicht auf den Sitz in der Äußeren Stube bleibt ausgesetzt, bis diese Sache sauber ist. Ich werde keinem Ratsherrn erklären, dass mein Juniorpartner zugleich Liebender, Gläubiger und möglicher Narr ist.“

Das traf. Nicht wegen der Worte allein, sondern weil Dario sie ohne Zorn sprach. Als seien sie verwaltungsmäßig richtig. Leomar merkte, wie seine Fingerkuppen kalt wurden, obwohl ihm unter dem Rock der Schweiß zwischen den Schulterblättern hinab zog.

„Ein Narr?“

„Ein Mann, der in einer Verbindung mehr sieht als ihren Preis, wird leicht zu einem.“

Leomar lachte einmal auf. Kurz, hart, ohne Freude. „Ihr habt mich also rufen lassen, um mir mitzuteilen, dass ich zu weich sein könnte, während ich Euch gerade ein Geschäft bringe, das den Zugang nach Terra Ferma sichert?“

Dario trat an den Tisch und nahm das Haussiegel in die Hand. Das Bronzegewicht lag dunkel in seiner schmalen, ruhigen Faust. „Ich habe dich rufen lassen, weil ein Geschäft, das zugleich dein Gesicht verändert, selten sauber bleibt.“

Leomar erwiderte etwas zu schnell: „Mein Gesicht verändert sich nicht nach Eurem Belieben.“

Schon als der Satz fiel, wusste er, dass er dumm war. Zu persönlich. Zu jung. Genau die Art von Regung, die Dario gegen ihn verwenden konnte.

Und Dario verwendete sie.

„Nein“, sagte er leise. „Aber sehr wohl nach dem Blick einer Frau, für die du ein Rettungsweg sein willst.“

Hitze schoss Leomar bis in die Ohren. Er hätte den Satz einfach abweisen können. Stattdessen hörte er sich sagen: „Vielleicht ist sie nicht diejenige, die Rettung sucht.“

„Sondern?“

„Vielleicht sind wir es.“

Zum ersten Mal an diesem Morgen schwieg Dario nicht aus Überlegenheit, sondern aus Prüfung. Sein Blick ruhte schwer auf Leomar. Zu schwer. Leomar wünschte sich im selben Augenblick, er hätte den Satz nicht gesagt. Nicht weil er unwahr war, sondern weil Wahrheit in diesem Zimmer nie unbewaffnet blieb.

Dario setzte das Haussiegel wieder ab. „Dann will ich Klarheit“, sagte er. „Kein Schwärmen, kein improvisiertes Ehrgefühl. Du gehst heute noch einen sauberen Entwurf durch. Mit Vermögensklausel, Haftungstrennung, Zugriffsvorbehalt auf etwaige Fährrechte und ausdrücklicher Regelung für vorbestehende Schulden. Jeder Punkt. Schwarz auf Pergament.“

Bei dem letzten Wort zog sich etwas in Leomars Bauch zusammen. Vorerstehende Schulden. Er hielt den Blick unbewegt, doch sein Herz schlug ihm plötzlich so heftig, dass er es in der Kehle spürte.

Dario bemerkte es nicht. Oder bemerkte es und sagte nichts.

„Und noch etwas“, fügte er an. „Ich will vor der ersten Beglaubigung die Bestätigung, dass die Valegian-Verbindung uns politisch nicht beschmutzt. Keine halbe Zahlungsfähigkeit. Keine Gerüchte über Pfändung. Kein Efferdbeamter, der die Nase rümpft, sobald der Name fällt.“

Leomar sagte: „Ich werde es prüfen.“

„Du wirst es nicht prüfen. Du wirst es wissen.“

Leomar nickte einmal. Zu knapp. Sein Nacken war steif geworden. Er nahm die Papiere zusammen, aber nicht schnell genug, um zu verbergen, dass seine Hand leicht zitterte. Dario sah hin. Natürlich sah er hin.

„Du hast noch nichts unterschrieben?“

„Nein.“

„Du hast ihr nichts versprochen?“

Leomar dachte an den Blick, mit dem Serana Valegian ihm am Vorabend im Phex-Tempel begegnet war: gerade, wach, unwillig, als müsse jeder Satz erst beweisen, dass er keine Schlinge war. Versprochen hatte er nichts. Gedacht hatte er bereits zu viel.

„Nein“, sagte er.

Dario musterte ihn einen Augenblick länger. „Gut. Dann bleibt es ein Geschäft. Und du hältst es auch so.“

Leomar schob die Mappe unter den Arm. Das Leder war nun feucht von seiner Hand. „Solange Ihr Euer Wort haltet und die zwölfhundert Dukaten bei Beglaubigung freigibt.“

„Wenn die Klauseln mich zufriedenstellen.“

„Ihr verschiebt ständig die Schwelle.“

„Das nennt man Vorsicht. Du solltest sie lernen.“

Leomar verbeugte sich nicht tief. Gerade genug, um keinen offenen Trotz zu zeigen. Gerade wenig genug, um ihn fühlen zu lassen. Als er sich zur Tür wandte, hielt Dario ihn noch einmal auf.

„Leomar.“

Er blieb stehen.

„Wenn diese Frau sich als Loch im Schiffsrumpf erweist, dann stopfe ich es. Nicht du.“

Leomar drehte nur den Kopf. „Und wenn sie sich als Balken erweist, auf dem das Schiff noch schwimmt?“

Dario sah ihn an, als sei Hoffnung der eigentliche Luxus. „Dann bete zu Phex, dass sie nicht zuerst ihren Preis nennt.“

Auf dem Gang vor dem Ratszimmer war die Luft kühler, und doch bekam Leomar sie einen Moment lang nicht ordentlich in die Lungen. Er blieb neben einer steinernen Nische stehen, in der ein Schreiber mit Tintenfleck am Ärmel gerade einen Stapel Wechsel trug, und tat, als prüfe er beiläufig die Bindung seiner Mappe. In Wahrheit wartete er nur, bis das Hämmern in seiner Brust etwas nachließ.

Zwölfhundert Dukaten. Beglaubigter Ehevertrag. Haftungstrennung. Politische Bewährung. Kein Fehltritt vor der Äußeren Stube.

Es war alles da, was er gebraucht hatte. Und nichts davon fühlte sich wie Sicherheit an.

Unten im Hof rief jemand nach dem Kutscher für Terra Ferma. Leomar hob den Kopf. Für einen flüchtigen, unvernünftigen Augenblick stellte er sich vor, Serana Valegian würde ihm die Tür nicht öffnen, sondern den Preis seiner Vorsicht ins Gesicht werfen. Der Gedanke hätte ihn warnen sollen. Stattdessen lief ihm ein harter, unwillkommener Zug von Erwartung durch den Körper.

Er stieß sich von der Nische ab und ging los, schneller als nötig.

Die Verbindung war als Finanzinstrument genehmigt worden.

Gerade deshalb war sie bereits gefährlich.

Auf Terra Ferma roch der Nachmittag nach Brackwasser, nassem Holz und dem dumpfen, süßlichen Atem von Getreidesäcken, die zu lange in feuchter Luft gelegen hatten. Im Hof des Speicherhauses Valegian standen zwei Karren schief im Pflaster, einer noch halb beladen mit Tonkrügen, deren Strohpolster dunkel vom Hafennebel geworden waren. Vom Fähranleger her schlug in regelmäßigen Abständen das Seil gegen einen Mast. Dieses trockene, nervöse Klacken ging Serana Valegian seit Tagen nicht mehr aus dem Kopf.

Sie stand im Kontorraum des Hofes über einem aufgeschlagenen Vertragsbündel und merkte erst, dass sie den Atem anhielt, als ihr vor den Augen für einen Moment schwarz wurde. Sie richtete sich zu rasch auf. Das Blut schoss ihr heiß in den Kopf, und die enge Schnürung ihres Mieders drückte ihr unangenehm gegen die Rippen. Auf dem Tisch lagen drei sauber sortierte Stapel: offene Hafenzinsen, fällige Löhne, Lieferzusagen für die nächsten zwölf Tage. Daneben, leicht unter ein Verzeichnis geschoben, steckte das Pergament, das dort nicht liegen durfte.

Der Nachtrag.

Schon der Anblick der fremden Hand am unteren Rand des Blattes ließ ihren Nacken spannen. Eine zusätzliche Klausel zum Fähr- und Lagervertrag, vor vier Monden still eingezogen, als ihr Vater bereits hustend im Bett gelegen und nur noch mit halbem Ohr auf Verhandlungen gehört hatte. Nichterfüllung binnen gesetzter Frist: Strafzahlung von vierhundert Dukaten. Ausbleibende Sicherstellung des regelmäßigen Fährbetriebs:

Überprüfung des Lagerhausrechts. Kein dramatischer Satz, kein offener Dolch. Nur jene glatte, amtliche Sprache, in der eine Existenz verschwand, ohne dass die Tinte lauter werden musste.

Draußen rief ein Knecht nach einem zweiten Haken. Jemand fluchte, weil eine Kiste schief abgesetzt worden war. Der Alltag des Hofes ging weiter, und gerade das machte Serana wütend. Alles sah noch aus wie ein Betrieb. Nur sie wusste, wie wenig fehlte, bis daraus eine Kulisse wurde.

„Kind?“

Sie fuhr herum, schneller, als gut für sie war, und schlug mit der Handfläche auf das lose Verzeichnis, sodass das Pergament darunter verschwand. An der Tür stand ihr Vater, Ardan Valegian, zu schmal für den wollenen Hausrock, den er trug. Die Haut um seine Augen war grau geworden in den letzten Monden, und der Bart, einst peinlich gepflegt, zeigte Stellen, an denen die Hand nicht mehr ordentlich geführt worden war. Er hielt sich am Türrahmen fest, als sei es nur Bequemlichkeit. Serana sah, wie weiß seine Fingerknöchel waren.

„Ihr solltet nicht unten sein“, sagte sie.

„Ich wohne noch immer im eigenen Haus.“

„Und ich trage noch immer lieber eine Rechnung zu viel als Euch den Arzt ein zweites Mal ins Kontor.“

Ardan verzog den Mund. Es sollte Spott sein, geriet aber müde. „Wenn wir noch lange jeden Heiler bezahlen, bevor wir die Hafenzinsen zahlen, bleibt uns bald nur noch Gesundheit.“

Serana griff nach dem Tintenfass, stellte es ohne Grund zwei Fingerbreit zur Seite und ärgerte sich im selben Atemzug über die sinnlose Bewegung. „Die Hafenzinsen werden beglichen.“

„Wann?“

„Bald.“

„Bald ist kein Datum.“

Er kam einen Schritt näher, langsam genug, dass es ihr das Herz enger machte. Früher hatte Ardan den Raum mit zwei festen Schritten genommen, den Gürtel halb offen, die Stimme schon auf halbem Weg beim nächsten Geschäft. Nun hörte man die kurze Pause zwischen jedem Schritt, als müsse sein Körper jedes Mal überzeugt werden.

Sein Blick fiel auf die Stapel. Nicht auf das versteckte Pergament. Noch nicht. „Wie viele Tage?“

Serana hob das Kinn. „Achtzehn.“

„Und der Fährvertrag?“

Da war es. Sie spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Es war kein neuer Schmerz; eher jener dumpfe Druck, der seit Wochen unter allem lag. Sie befeuchtete die Lippen, obwohl der Mund trocken blieb. „Läuft.“

Ardan sah sie zu lange an. „Das ist keine Antwort.“

„Es ist die richtige für den Moment.“

„Für wessen Moment? Meinen oder deinen?“

Serana trat hinter den Tisch, als brauche sie den Abstand zu ihm nicht als Tochter, sondern als Verwalterin. Der Rand des Holzes drückte gegen ihre Hüften. „Für den des Hauses. Ich verhandle.“

„Mit wem?“

„Mit wem ich verhandeln muss.“

Ardans Brust hob sich zu scharf; gleich darauf packte ihn der Husten. Er wandte den Kopf ab, presste das Tuch an den Mund und beugte sich vor. Das Geräusch war trocken und tief und klang, als würde in einem leeren Kasten etwas reißen. Serana war schon um den Tisch herum, ehe sie den Schritt bewusst entschied. Sie fasste ihn am Arm, zu fest erst, dann sofort vorsichtiger. Unter dem Stoff fühlte er sich leicht an. Viel zu leicht.

„Setzt Euch“, sagte sie.

„Lass.“ Er zog den Arm zurück, nicht grob, aber mit Resten alten Stolzes. „Sag mir lieber, warum ich von Jorun hören muss, dass du gestern wieder bis in die Dunkelheit bei den Büchern saßst und den Fährleuten ihren Wochenlohn in kleinen Münzen auszahlen ließest.“

„Weil die großen gerade besser an anderer Stelle liegen.“

„Welche andere Stelle?“

Serana sah kurz zur Tür. Draußen rumpelte ein Fass über die Bohlen. Es war lächerlich, wie sehr sie auf jedes Geräusch achtete, sobald es um dieses Pergament ging. Als könne jemand die Wahrheit hören, wenn man sie nicht laut genug sagte.

„Es ist eine Übergangsphase“, sagte sie.

Ardan lachte heiser, ohne Freude. „Übergangsphase. Das klingt schon wie Stadthausdeutsch. Seit wann redest du so?“

„Seit Ihr mir die Bücher überlassen habt.“

Der Satz fiel härter, als sie es beabsichtigt hatte. Sofort sah sie, wie er traf. Nicht tief vielleicht, aber sichtbar. Ardan richtete sich trotz des Hustens auf.

„Überlassen?“ ,wiederholte er. „Ich habe sie dir nicht überlassen. Ich habe dich arbeiten lassen.“

Serana merkte, wie ihr das Blut wieder ins Gesicht stieg. „Dann nennt es, wie Ihr wollt. Die Zahlen ändern sich davon nicht.“

„Und welche Zahlen verschweigst du mir?“

Jetzt war es da. Kein Herantasten mehr, sondern der Punkt, an dem sie hätte nachgeben können. Einen Augenblick lang wollte sie es. Das Geständnis stand beinahe körperlich in ihr, wie ein Schritt nach vorn, der längst begonnen hat, bevor man ihn abbricht. Vierhundert Dukaten Strafzahlung. Achtzehn Tage Frist. Möglicher Verlust des Lagerhausrechts. Hätte sie es gesagt, wäre der Schlag durch den Raum gegangen, hätte vielleicht den Tisch zwischen ihnen endgültig zu klein gemacht. Aber dann hätte Ardan gewusst, dass sie den Nachtrag monatelang vor ihm verborgen hatte. Dass sie ihn nicht nur geschützt, sondern entmachtet hatte.

Und diese Vorstellung ertrug sie noch weniger als die Angst vor der Frist.

„Keine, die Euch jetzt helfen würden“, sagte sie.

Ardan starrte sie an. In seinem Gesicht stand nicht nur Zorn. Schlimmer: verletzte Vorsicht. Als sei er bereits dabei, die Tochter gegen die Verwalterin abzuwägen und sich noch nicht entschließen könne, welche von beiden gerade vor ihm stand.

„Serana.“

Sie hasste es, wenn er ihren Namen so sagte. Leise. Fast bittend. Es ließ keinen Raum für kühlen Trotz.

„Ich habe eine Lösung in Bewegung gesetzt“, sagte sie rasch.

„Welche?“

Einen Moment lang zögerte sie. Dann hörte sie sich antworten:
„Eine Verbindung.“

Ardan blinzelte. „Was für eine Verbindung?“

„Eine vertragliche.“

Er brauchte zwei Atemzüge, bis er verstand. Dann wich die Farbe aus seinem Gesicht, und Serana hasste sich dafür, dass sie Genugtuung und Scham gleichzeitig empfand. „Mit wem?“

„Mit dem Haus di Serris.“

„Nein.“

Das kam schnell. Fast erleichtert schnell. Als hätte sein Körper noch Kraft für dieses eine Wort aufgehoben.

Serana verschränkte die Arme, damit er ihre Hände nicht sah. Die Finger zitterten. „Ihr kennt nicht einmal die Bedingungen.“

„Ich kenne die Sorte.“

„Und welche ist das?“

„Die, bei der ein reicheres Haus uns höflich auffängt, bis es unsere Balken, unsere Listen und unseren Namen unter seinem Siegel führt.“

„Das ist bequem gesagt von jemandem, der seit drei Wochen keine Zolleinnahmen mehr persönlich geprüft hat.“

Er zuckte zurück, als hätte sie ihn mit der flachen Hand getroffen. Noch während die Worte im Raum standen, bereute sie sie. Nicht innerlich edel, nicht vollständig. Nur mit jener heißen Übelkeit,

die kommt, wenn man genau weiß, dass man aus Wut das Gemeinste gewählt hat, was gerade griffbereit war.

Ardans Stimme wurde leiser. „Also ist es schon so weit.“

„Es ist so weit, dass ich handle.“

„Und ohne mich.“

Serana hob das Kinn höher. Eine schlechte Angewohnheit. Sie wusste es und tat es immer dann, wenn sie sich am verletzlichsten fühlte. „Mit Euch wäre ich noch dabei, den Zustand der Welt zu beklagen, während Soren vom Nordspeicher seinen letzten Lohn nicht bekommt und Mira die Küchenrechnung wieder aufschreibt, weil kein Silber mehr im Kasten liegt.“

Jetzt sagte er nichts. Das Schweigen war unerquicklich, weil die Namen alles schwerer machten. Soren, der seit elf Jahren Säcke schleppte und im Winter mit der Schulter nicht mehr ordentlich hochkam. Mira, die zweimal Witwe geworden war und nur blieb, weil das Haus Valegian ihre Schwester damals nicht auf die Straße gesetzt hatte. Solche Menschen waren nicht „Personal“, sobald man sie benannte. Dann kosteten Fristen plötzlich Gesichter.

Serana drehte sich weg und tat, als suche sie eine Liste. In Wahrheit brauchte sie den Moment, um sich zu fassen. Sie zog das Verzeichnis an sich, und mit ihm rutschte fast der verborgene Nachtrag hervor. Ihr Herz setzte einen Schlag aus. Hastig presste sie die Blätter mit der flachen Hand nieder.

Ardan hatte die Bewegung gesehen.

„Was ist das?“

„Nichts.“

„Serana.“

„Ein Nachtrag zu einer alten Lieferung.“

„Dann zeig ihn mir.“

Die Luft im Kontor wurde ihr schlagartig zu dünn. Sie hörte draußen Wasser gegen die Pfähle schlagen, irgendwo rief ein Junge nach Tauwerk, und mitten durch all das ging ihr eigener Puls, zu schnell, unerquicklich deutlich. Sie musste nur das Blatt hervorziehen. Nur dieses eine Mal nicht mehr klüger, nicht mehr beherrscher, nicht mehr schützender sein als alle anderen. Nur sagen: Ich habe es verborgen, weil ich Angst hatte.

Stattdessen legte sie die Hand noch fester auf das Pergament.

„Nein.“

Ardan wurde ganz still. „Du verwehrt mir in meinem eigenen Kontor Einsicht?“

„Ich verwehrt Euch Aufregung, die Euch nichts nützt.“

„Du verwehrt mir Würde.“

Der Satz traf härter als jeder Zorn. Serana spürte, wie ihr Griff auf dem Papier schmerzte. Das Pergament knitterte unter ihren Fingern.

„Ich halte dieses Haus zusammen“, sagte sie, und nun war ihre Stimme nicht mehr kühl genug. „Jeden Tag. Mit Leuten, die fragen, ob ihre Münzen am fünften oder am achten kommen. Mit Bootsleuten, die nur noch gegen Voraus fahren. Mit einem Beamten am Efferdtempel, der einen warten lässt, bis einem der Rücken brennt. Und mit Männern, die so tun, als sei eine Frau am Verhandlungstisch nur solange nützlich, wie sie nicht selbst Bedingungen nennt. Also ja: Ich verhandle, ohne Euch jedes Blatt zu zeigen, das Euch nur krank macht.“

Ardan atmete hörbar ein. „Oder das dich zur Lügnerin macht.“

Da war das Wort. Kein großes, theatralisches. Nur das schlichte, richtige. Es fuhr ihr unter die Haut. Für einen Augenblick dachte sie, sie würde schreien. Stattdessen lachte sie leise auf, zu scharf. „Dann nennt mich so. Aber nennt mich nicht untätig.“

Sie griff nach einem anderen Pergament, das oben auf dem Stapel lag: die Aufstellung über ausstehende Hafenzinsen, achtzehn Tage Frist, drei Siegel, ein roter Randvermerk. Sie schob es ihm hin, vielleicht etwas zu heftig. „Das hier dürft Ihr lesen. Das ist die Wahrheit, mit der ich im Augenblick arbeite.“

Ardan nahm das Blatt. Seine Hand zitterte leicht, und Serana hasste auch das, weil sie nicht wusste, ob es von Schwäche oder Zorn kam. Seine Augen liefen über die Zeilen. Sie sah genau, an welcher Stelle er begriff, wie eng die Frist geworden war.

„Achtzehn Tage“, sagte er.

„Ja.“

„Und du willst in achtzehn Tagen eine Verbindung mit einem patrizischen Haus verhandeln, den Hafenzins stillhalten und den Fährbetrieb retten.“

„Ich will nicht. Ich muss.“

„Und dieser Leomar di Serris“, sagte Ardan, als schmecke ihm schon der Name nicht, „weiß, wie es um uns steht?“

Serana zögerte einen Moment zu lang. „Genug.“

„Das heißt nein.“

„Das heißt: so viel, wie für Verhandlungen nötig ist.“

Ardan legte das Pergament hin. „Dann bist du schon mitten im Tausch.“

Sie hätte widersprechen können. Stattdessen spürte sie nur, wie die Scham ihr heiß bis unter den Haaransatz stieg. Nicht weil er völlig unrecht hatte, sondern weil ihr Körper auf den Gedanken an Leomar di Serris mit etwas reagierte, das in diesem Raum nichts verloren hatte: Erinnerung an seine ruhige, unangenehm aufmerksame Art zuzuhören; an den Blick, der nicht weich war und sie gerade deshalb so unsicher gemacht hatte; an die kränkende Möglichkeit, dass sie seinen Namen im Mund behielt, obwohl sie über Verträge sprach.

„Es ist ein Geschäft“, sagte sie.

Ardan sah sie an. Alt genug, um viel zu erkennen. Krank genug, um nicht alles bekämpfen zu können. „Nein“, sagte er müde. „Es ist jetzt schon mehr, und genau deshalb wird es dich teuer kommen.“

Serana antwortete nicht. Sie konnte es nicht, ohne zu viel preiszugeben. Stattdessen nahm sie den Nachtrag endlich vom Tisch, drehte sich halb ab und schob das Pergament in die unterste Schublade des Kontorpults. Das Holz klemmte kurz. Sie musste fester drücken. Als die Lade endlich zuging, klang das kleine harte Geräusch im Raum wie ein Siegel.

Ardan sah es. Natürlich sah er es.

Aber er sagte nur: „Du wirst mir nicht alles sagen.“

„Noch nicht.“

„Das ist kein Trost.“

„Es ist das, was ich geben kann.“

Einen Moment lang stand er da, die Hand auf dem Stuhlrücken, den Blick auf die geschlossene Schublade gerichtet. Dann nickte er einmal. Kein Einverständnis. Eher die bittere Anerkennung einer Niederlage, die er nicht laut machen wollte.

„Dann gib wenigstens acht darauf, wen du in dieses Haus hineinlässt“, sagte er. „Nicht jeder, der Rettung anbietet, kommt ohne Haken.“

Serana zog die Schultern zurück. „Ich brauche keinen Mann, der mich rettet.“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Aber gedacht.“

„Ich denke“, sagte Ardan und musste gegen einen neuen Husten ankämpfen, „dass Stolz nur dann etwas wert ist, wenn er nicht das Dach mit abdeckt, unter dem andere schlafen.“

Wieder traf er zu genau. Serana wandte den Blick ab, weil sie nicht wollte, dass er sah, wie sehr. Draußen begann es leicht zu nieseln; die ersten Tropfen zeichneten dunkle Punkte auf die Schwelle am Hof.

„Soren bekommt seinen Lohn am sechsten“, sagte sie in den Regen hinein. „Mira ebenfalls. Und die beiden Jungen von der Fähre auch. Dafür Sorge ich.“

„Wovon?“

Serana legte die Hand flach auf die Tischkante, bis das Holz in die Haut schnitt. „Von einer Lösung, die Euch nicht gefallen wird.“

Ardan antwortete erst nach einem langen Atemzug. „Dann bete zu Efferd, dass sie wenigstens hält.“

Als er ging, langsam, mit einer Würde, die mehr Mühe kostete, als er zeigen wollte, blieb Serana allein im Kontor zurück. Das Nieseln draußen verdichtete sich zu Regen. Im Hof wurden Segeltücher hektisch über die Krüge gezogen. Jemand rief nach Mira, jemand nach einem Buchhalter, jemand nach einem Haken, der längst da war und nur nicht gefunden wurde.

Serana öffnete die Schublade wieder.

Der Nachtrag lag obenauf, als hätte er nie verborgen werden wollen. Ihre Finger strichen über die Zeile mit der Strafsumme. Vierhundert Dukaten. Unten die Frist. Achtzehn Tage.

Sie dachte an Leomar di Serris und daran, wie unerquicklich es war, dass sein Name ihr nicht bloß wie ein Werkzeug vorkam.

Dann zog sie die Schublade wieder zu, diesmal sanfter.

Die Rettung des Hauses war in Bewegung gesetzt.

Und sie beruhte bereits auf einer Lüge, die mit jedem Tag teurer wurde.

Das Haus des Handelsreisenden lag an diesem Abend wie eine höfliche Lüge in Alt-Grangor: diskret, schön, teuer und so gebaut, dass niemand offen sagen musste, was hier eigentlich verhandelt wurde. Hinter der schmalen Fassade aus hellem Stein öffnete sich ein Innenraum aus gedämpftem Licht, dunklem Holz und stiller Bewegung. Über den Köpfen der Besucher hingen kleine Messinglampen, deren Flammen sich in polierten Schalen spiegelten. Es roch nach Myrrhe, Tinte und nassem Manteltuch. Nicht nach Tempelrauch, wie in frommeren Häusern, sondern

nach Handel, der sich den Göttern nur soweit näherte, wie es nützlich war.

Serana Valegian blieb einen Augenblick unter dem Torbogen stehen, um sich an die Wärme drinnen zu gewöhnen. Draußen hatte der Regen ihr die Schultern des Umhangs dunkel gemacht; nun klebte der Stoff kalt zwischen ihren Schulterblättern. Sie schob die Kapuze zurück und merkte, dass ein paar feuchte Strähnen sich an ihrer Schläfe festgesetzt hatten. Ihr erster Impuls war, sie hastig glattzustreichen. Sie unterließ es. Eitelkeit war in solchen Räumen gefährlich. Sie verriet, dass einem etwas an dem Eindruck lag.

Ein junger Tempeldiener führte sie nicht sofort weiter, sondern ließ sie gerade lange genug warten, dass der Ort seine Wirkung tat. An der linken Wand saß ein Schreiber mit schmalen Gesicht und führte mit roter Schnur ein Bündel kleiner Verträge zusammen. Das Gewicht des Siegels neben seiner Hand war selbst aus der Entfernung sichtbar. Zwei Kaufleute sprachen am anderen Ende des Saals so leise, dass man nur ihre Höflichkeit hörte. Niemand sah Serana offen an. Gerade deshalb fühlte sie sich betrachtet.

„Herr Leomar di Serris ist bereits da“, sagte der Diener schließlich.

Natürlich war er das. Männer seines Standes kamen nicht außer Atem in Verhandlungen.

Sie folgte durch einen Seitengang in einen abgeschirmten Raum, dessen Fenster auf einen schmalen Innenhof mit schwarzem Wasser hinausgingen. Dort brannte nur eine einzige Lampe. Ihr Licht fiel auf einen runden Tisch, auf drei Becher, einen Krug mit verdünntem Wein und ein flaches Brett, auf dem drei saubere

Pergamentblätter lagen. Hinter dem Tisch stand Thalia ter Broock.

Die Vorsteherin des Hauses des Handelsreisenden trug kein prunkvolles Gewand, sondern etwas, das auf den ersten Blick zurückhaltend wirkte und auf den zweiten zu gut saß, um zufällig zu sein. Dunkelgrüner Stoff, schmale Goldkante, an den Fingern nur ein Ring aus grauem Metall. Ihr Gesicht war schön auf eine Weise, die wenig Trost versprach. Eine Frau, die zuhörte, um zu behalten, nicht um zu verzeihen.

Leomar di Serris stand bereits am Fenster. Als er sich bei Seranas Eintreten umdrehte, war er so geschniegelt, wie sie ihn erwartet hatte, und zugleich wirkte etwas an ihm angespannter als bei ihrer letzten Begegnung. Der dunkle Rock saß tadellos, aber an der Kehle war der Kragen einen Hauch zu eng geschlossen, als habe er ihn im letzten Moment nachgezogen. Seine Hände lagen hinter dem Rücken. Zu kontrolliert. Wer so stand, musste sich daran erinnern, was seine Hände sonst verrieten.

„Frau Valegian“, sagte er.

Seine Stimme war ruhig, und gerade deshalb ärgerte es sie, dass sie zuerst bemerkte, wie gut ihm diese Ruhe stand.

„Herr di Serris.“

Thalia ter Broock trat an den Tisch und legte die Fingerspitzen auf das oberste Pergament. „Dann verschwenden wir weder die Zeit des Gottes noch die unsere. Sie beide wünschen eine bindende Verständigung über eine Eheschließung mit wirtschaftlicher Nebenordnung.“

„Eine Verständigung“, sagte Serana, „noch keine Bindung.“

Thalia hob die Augen zu ihr. „Dann beginnen Sie klüger, als manche enden.“

Leomar zog einen Stuhl für Serana zurück. Die Geste war korrekt. Fast zu korrekt. Sie setzte sich, ohne ihm dafür zu danken. Sein Mundwinkel bewegte sich kaum sichtbar, und sie wusste nicht, ob er den Trotz registrierte oder mit ihm gerechnet hatte. Als er ihr gegenüber Platz nahm, blieb zwischen ihnen nur die runde Tischplatte, das Pergament und der Wein, den keiner anrührte.

Thalia setzte sich nicht. Sie blieb stehen, als gehöre selbst ihre Müdigkeit dem Tempel. „Hier gilt Verschwiegenheit nur für ernsthafte Absicht. Wer mich benutzt, um den Markt zu sondieren, verliert mehr als einen Abend. Ist das verstanden?“

„Ja“, sagte Leomar.

Serana sagte: „Verstanden.“

„Gut. Dann sprechen wir zunächst über Vermögen, Haftung und Fristen. Gefühle interessieren meinen Gott nur, wenn sie Verträge verderben.“

Das hätte fast ein Witz sein können. Keiner lächelte.

Leomar schob das erste Pergament leicht vor. „Mein Haus ist bereit, bei beglaubigter Eheschließung eine Kreditlinie über zwölfhundert Dukaten freizugeben.“

Serana hielt den Blick auf das Blatt gerichtet. Nicht auf ihn. „An welche Bedingungen gebunden?“

„An klare Trennung vorbestehender Schulden. An gesicherte Nutzbarkeit des Speicher- und Fährbetriebs für mindestens sechs Monde. An eine Haftungsregel, die beidseitige Altlasten vom gemeinsamen Vermögen fernhält.“

Altlasten. Das Wort legte sich kalt in ihren Magen.

„Ihr sprecht“, sagte sie, „als wärt Ihr bereits überzeugt, dass mein Haus mit Schmutz in die Verbindung käme.“

„Ich spreche“, erwiderte Leomar, „als jemand, der Verträge nicht danach bewertet, wen sie beleidigen, sondern wen sie später retten.“

Serana hob den Kopf. „Rettung ist ein großzügiges Wort für Bedingungen.“

„Und Stolz ein teures für Unterschriften, die man nicht liest.“

Der Satz traf. Nicht nur, weil er scharf war, sondern weil er gefährlich nah an etwas lag, das sie nicht offen tragen konnte. Sie spürte, wie ihr Nacken heiß wurde. Ein Fehler, schon jetzt. Sie zwang sich, langsamer zu atmen.

Thalia ließ die kleine Spannung nicht ausufern. „Sieh an. Sie verletzen einander bereits mit brauchbarer Genauigkeit. Das spart mir später Arbeit.“ Sie deutete auf das Pergament. „Weiter.“

Leomar las eine Klausel an. Mitgift nicht zwingend in bar, sondern teilweise in gesicherten Nutzungsrechten und bestehenden Geschäftsbeziehungen. Vorbestehende Schuldscheine blieben persönlich zugeordnet. Ein gemeinsamer Haushalt konnte erst nach Tempelbeglaubigung und Marktregistereintrag als wirtschaftliche Einheit gelten. Sachlich, glatt, vernünftig.

Serana hörte zu und verachtete, dass Vernunft so oft wie Besitz klang.

„Und was“, fragte sie, „erhielte Euer Haus außer dem Recht, sich als großzügiger Wohltäter zu inszenieren?“

Thalia sah interessiert von einem zum anderen.

Leomar antwortete ohne Zögern. „Einen verlässlichen Zugang nach Terra Ferma. Lagerkapazität nahe der Fährlinien. Einen Betrieb, der trotz Druck noch arbeitet. Und eine Partnerin, die nicht beim ersten Gegenwind einknickt.“

Das letzte Wort kam flacher, als es in Serana ankam. Sie merkte es an der völlig unangemessenen Reaktion ihres Körpers: ein kurzer, wütender Zug unter den Rippen, nicht bloß Ärger, sondern etwas, das zu nah an Anerkennung lag.

Sie griff nach dem Becher, nur damit ihre Hände etwas taten. Der Rand war kühl. „Ihr verkauft das freundlich.“

„Ich verkaufe gar nichts. Noch nicht.“

„Nein? Wozu sitzt Ihr dann hier? Aus Andacht?“

Leomar lehnte sich ein wenig zurück. „Um zu prüfen, ob aus beiderseitiger Not etwas Tragfähiges werden kann.“

„Beiderseitig?“ Serana hob eine Braue. „Das ist neu. Bisher klang es, als käme die Not ausschließlich von meiner Seite des Tisches.“

Ein winziger Moment. Nicht mehr. Aber sie sah, wie sich etwas an seinem Gesicht schloss. Nicht viel. Nur genug, dass die Haut an seinem Kiefer straffer wurde.

„Jeder ernsthafte Vertrag“, sagte er, „wird geschlossen, weil beide Seiten etwas brauchen.“

„Und was braucht Ihr, Herr di Serris, so dringend, dass Ihr Euch an ein Haus wie meines binden würdet?“

Thalia sagte nichts. Das Schweigen gehörte plötzlich ganz ihnen.

Leomar faltete die Hände vor sich. Zu ordentlich. „Zugang. Verlässlichkeit. Erweiterung.“

„Drei Handelswörter.“

„Wir verhandeln Handel.“

Serana ließ den Becher sinken. „Ihr wollt also, dass ich Euch mein Haus anvertraue, meinen Namen, meinen Körper im Ehevertrag, meine künftige Bewegungsfreiheit, und gebt mir dafür drei glatte Wörter.“

Leomar blinzelte kaum merklich. Erst jetzt merkte sie, was sie gesagt hatte. Nicht den Namen. Nicht das Haus. Den Körper. Das Wort hing im Raum, still und unerquicklich lebendig.

Thalia ter Broock zog nicht einmal den Mundwinkel hoch, aber ihre Augen wurden wacher. „Ein nützliches Versehen“, sagte sie. „Das spart ebenfalls Zeit.“

Hitze lief Serana bis unter den Haaransatz. Sie hasste es. Noch mehr hasste sie, dass Leomar für einen Atemzug nicht antwortete, sondern sie nur ansah. Nicht zudringlich. Nicht triumphierend. Schlimmer: aufmerksam.

„Ich verlange nicht Euren Körper“, sagte er dann, und seine Stimme war leiser geworden. „Ich verlange eine bindende Verbindung, die öffentlich Bestand haben muss.“

„Das ist in Grangor beinahe dasselbe.“

„Nur für Leute, die beides nicht unterscheiden wollen.“

„Oder für Männer, die behaupten, sie täten es.“

Thalia hob eine Hand. „Genug. Wenn Sie mit moralischen Kategorien arbeiten wollen, schicken ich Sie beide zu Travia. Hier sprechen wir über Risiken.“

Sie schlug das zweite Pergament auf. Unten war Raum für Namenszüge, darüber nur drei knappe Rubriken: Haftung. Vermögen. Bekanntgabe.

„Frau Valegian“, sagte sie, „welche vorbestehenden Verbindlichkeiten müssten vor einer Beglaubigung geschützt werden?“

Seranas Finger spannten sich um den Becher. Da war die Frage, geschniegelt und ohne Mitgefühl. Ihr Herz schlug hart gegen das Mieder. Sie hätte eine Liste nennen können: offene Hafenzinsen, fällige Löhne, ausstehende Reparaturen am Südsteg. Alles wahr, alles unvollständig. Das eigentliche Risiko lag in der Schublade ihres Kontors, nicht auf diesem Tisch.

„Übliche Betriebslasten“, sagte sie. „Keine, die außerhalb der normalen Spannweite eines Hauses unserer Größe lägen.“

Leomar sah sie an, und sie sah, dass er ihr nicht ganz glaubte. Nicht weil er klüger war, sondern weil er dieselbe Art von Satz offenbar selbst schon oft benutzt hatte.

„Zahlen“, sagte Thalia.

„Hafenzins im Rückstand“, sagte Serana. „Lohnlast für drei Wochen. Kleinere Verzögerungen bei zwei Lieferzusagen.“

„Summen.“

„Noch verhandelbar.“

„Zahlen“, wiederholte Thalia, und nun war der Tempel in ihrer Stimme hörbar: nicht fromm, sondern unerbittlich.

Serana befeuchtete die Lippen. „Hafenzins in Höhe von einhundertsechzig Dukaten. Lohnlast von siebenundachtzig. Lieferzusagen, je nach Eingang, zwischen vierzig und neunzig.“

Alles wahr. Noch immer unvollständig.

Thalia nickte nur knapp und wandte sich an Leomar. „Und Ihr?“

Jetzt sah Serana ihn an. Zum ersten Mal an diesem Abend offen, ohne es zu verstecken. Es war unerquicklich befriedigend, dass auch er den Bruchteil eines Augenblicks zu lange brauchte.

„Ein schwebender Vertragsfall meines Hauses“, sagte Leomar schließlich. „Verwaltbar.“

„Verwaltbar ist kein Maß.“

„Nicht akut fällig.“

Auch das klang zu glatt. Serana merkte es sofort und hasste, dass ihr daraus so rasch eine Genugtuung erwuchs. Also log er ebenfalls. Natürlich log er. Männer seiner Sorte nannten es nur anders.

„Keine persönliche Verbindlichkeit?“, fragte Thalia.

Leomars Blick ruhte einen Herzschlag lang auf dem Pergament. „Keine, die diese Verbindung beschädigen müsste.“

Thalia sah ihn an, lange genug, dass selbst die Lampe stiller zu brennen schien. Dann sagte sie nur: „Eine elegante Antwort.“

Serana stellte den Becher ab. Ihre Hand war feucht geworden und hinterließ einen halbmondförmigen Abdruck auf dem Holz. „Dann ist wenigstens in einem Punkt Gleichstand erreicht.“

Leomar drehte den Kopf zu ihr. „Worin?“

„Darin, dass wir beide offenbar von Ehrlichkeit reden und Brauchbares meinen.“

Das war unklug. Sie wusste es sofort. Zu scharf, zu offen gereizt. Aber sie konnte es nicht zurückholen.

Und er machte es nicht besser.

„Brauchbar ist mehr, als man von gekränktem Stolz sagen kann.“

Ihr blieb für einen Augenblick die Luft weg. Nicht weil der Satz besonders grausam gewesen wäre. Sondern weil er zu präzise war. Thalia trat nicht dazwischen. Phexische Vorsteherinnen heilten nichts, solange aus dem Schaden noch Wahrheit tropfte.

„Gekränkt“, wiederholte Serana, leise vor Zorn. „Ihr kennt mich kaum.“

„Ich kenne Verhandlungen.“

„Dann verwechselt Ihr sie mit Menschen.“

„Und Ihr verwechselt Misstrauen mit Würde.“

Serana schob den Stuhl zurück und stand auf. Zu schnell. Das Holz scharrte über den Boden. Der Laut schnitt durch die beherrschte Ruhe des Raums wie ein peinlicher Husten beim Bankett. Sie spürte sofort, dass sie zu weit gegangen war, und gerade das trieb ihr noch mehr Hitze ins Gesicht.

„Wenn Ihr bereits beschlossen habt, was ich bin, Herr di Serris, dann spart Euch den Umweg über Tempel und Pergament.“

Leomar war ebenfalls aufgestanden. Nicht abrupt, eher aus Reflex. Für einen Moment standen sie zu nah an der runden Tischkante, als sei Streit eine Form von Annäherung. Serana

bemerkte, dass sein Atem nicht ganz so ruhig ging wie seine Stimme. Das überraschte sie unangenehm.

„Ich habe nichts beschlossen“, sagte er. „Ich versuche nur herauszufinden, was Ihr verschweigt.“

„Wie bequem. Dann muss man das Eigene nicht zeigen.“

Da war es wieder, dieses winzige Schließen in seinem Gesicht. Thalia sah zwischen ihnen hin und her, als prüfe sie Ware auf Echtheit.

„Setzen Sie sich beide“, sagte sie. „Sofort. Ich dulde Spannung in meinen Räumen. Kein Theater.“

Serana setzte sich zuerst, wütend darüber, dass sie gehorchte. Ihr Rock war beim Aufstehen unter dem Stuhlbein hängen geblieben; sie musste ihn mit einem kurzen, fahrigen Zug befreien. Leomar sah weg, was sie fast noch mehr kränkte, als hätte er hingesehen.

Als sie wieder saßen, legte Thalia das dritte Pergament vor sie. „Bindende Absichtserklärung. Noch keine Ehe. Aber ein Schritt, der meinem Haus erlaubt, für sechs Tage diskret zu vermitteln. Nicht länger. Unterschreiben werde ich nur, wenn ich glaube, dass Sie einander nicht bloß als Werkzeug betrachten.“

Serana lachte atemlos auf. „Dann schickt Ihr uns fort.“

„Vielleicht“, sagte Thalia. „Vielleicht auch nicht. Werkzeug ist erlaubt. Nur muss man wissen, wann man bereits die Hand schneidet, die es führt.“

Sie sah Leomar an. „Was fürchtet Ihr an dieser Verbindung am meisten? Nicht als Kaufmann. Als Mann.“

Serana drehte den Kopf. Das war unzulässig. Genau deshalb wollte sie die Antwort hören.

Leomar schwieg. Diesmal wirklich. Sie sah, wie sein Daumen einmal über den Rand des Pergaments strich. Eine kleine, unbeherrschte Bewegung.

„Dass sie mich öffentlich widerruft, sobald ein besseres Angebot kommt“, sagte er schließlich. „Und dass ich es zu spät bemerke.“

Der Satz stand nackt genug im Raum, dass Serana für einen Augenblick vergaß, ihr eigenes Gesicht unter Kontrolle zu halten. Sie hätte Spott erwartet. Kälte. Eine hübsche Lüge. Nicht diese Form von Misstrauen, die fast wie Verwundung klang.

Thalia nickte knapp und wandte sich an Serana. „Und Ihr?“

Serana wollte ausweichen. Sie wollte etwas Kluge sagen über Besitzübergriffe, über patrizische Zugriffslust, über die Mechanik reicher Häuser. Stattdessen kam zuerst die Wahrheit hoch, heiß und unerquicklich deutlich.

„Dass er mein Haus schon im Kopf übernommen hat, ehe er mich überhaupt ansieht.“

Stille.

Dann, leiser, weil der erste Satz noch nicht gereicht hatte: „Und dass ich es zu spät merke.“

Leomars Blick hob sich zu ihr. Diesmal war nichts Glattes darin. Nur Aufmerksamkeit und ein Ärger, der vielleicht nicht ganz gegen sie gerichtet war.

Thalia ter Broock nahm das Pergament mit zwei Fingern auf, als sei es schwerer geworden. „Da haben wir es also“, sagte sie. „Nicht Ehrlichkeit. Aber brauchbare Angst.“

Sie setzte endlich ihren Namenszug unter die Absichtserklärung. Dann schob sie das Blatt zwischen ihnen auf den Tisch.

„Für sechs Tage“, sagte sie. „Diskrete Vermittlung. Keine öffentliche Verkündung. Keine Weitergabe dessen, was hier gesagt wurde, soweit es nicht für den Vertragsentwurf zwingend ist. Wer diese Grenze bricht, verliert meine Fürsprache.“

Leomar nahm die Feder zuerst. Er unterschrieb ohne Zierde, rasch genug, dass es nach Entschlossenheit aussah, langsam genug, dass man keine Hast darin las. Als er die Feder Serana reichte, berührten seine Finger für einen Atemzug ihre Hand. Nichts, wirklich nichts. Gerade das machte es schlimmer. Die Stelle an ihrer Haut war kühl vom Metall der Feder und zugleich viel zu deutlich spürbar.

Sie unterschrieb.

Thalia streute feinen Sand auf die Tinte, wartete, blies ihn ab und rollte das Pergament mit geübten Bewegungen zusammen. Dann band sie es mit dunklem Faden. Kein großes Siegel. Nur ein kleiner Knoten. Phex liebte, was man nicht auf den ersten Blick verstand.

„Nun“, sagte sie, „haben Sie ein Band, das noch keines ist. Die gefährlichste Sorte.“

Leomar stand auf. „Dann beginnen wir morgen mit dem eigentlichen Entwurf.“

Serana hätte sofort widersprechen sollen. Nicht aus Notwendigkeit, sondern um nicht zu gefügig zu wirken. Stattdessen fragte sie: „Zu welcher Stunde?“

Er sah sie an. „Zur dritten nach Sonnenaufgang. Stadthaus, Schreibstube des Marktgerichts. Wenn Ihr dort früher seid, beeindruckt mich das nicht.“

Der Angriff war klein. Fast höflich. Gerade deshalb traf er.

„Und wenn Ihr zu spät seid“, sagte sie, „halte ich es nicht für Bedeutung, sondern für Gewohnheit.“

Thalia schloss für einen Augenblick die Augen, als bete sie entweder oder zähle still bis drei. „Gehen Sie jetzt. Beide. Ehe Sie aus einer brauchbaren Verständigung eine schlechte Erinnerung machen.“

Draußen im Gang war die Luft kühler. Ein Tempeldiener glitt mit gesenktem Blick an ihnen vorbei. Aus dem Hauptraum drang gedämpftes Stimmengewirr herüber, das Klacken eines Siegels, das leise Schaben einer Stuhlkufe. Das Leben des Hauses ging weiter, als hätten sie drinnen nichts Besonderes getan.

An der Schwelle zum Hof blieben sie einen Moment nebeneinanderstehen, ohne einander anzusehen. Vom schwarzen Wasser stieg feuchte Kühle auf. Irgendwo tropfte Regen von einer Dachrinne in regelmäßigen Abständen auf Stein.

„Ihr hättet nicht so fragen müssen“, sagte Serana.

„Ihr hättet nicht so ausweichen müssen.“

Sie drehte den Kopf zu ihm. „Seht Ihr? Genau darum traue ich Euch nicht.“

„Weil ich merke, wenn Ihr etwas verbergt?“

„Weil Ihr glaubt, daraus ein Recht abzuleiten.“

Er antwortete nicht sofort. Als er es tat, war seine Stimme tiefer und müder als zuvor. „Und ich traue Euch nicht, weil Ihr jeden Versuch von Ordnung behandelt, als sei er bereits ein Übergriff.“

Das saß. Sie spürte es an der jäh enge in ihrem Hals. Für einen Moment wollte sie etwas Unfares sagen. Etwas darüber, dass Männer seiner Art Ordnung nur dort liebten, wo sie ihnen nützte.

Etwas darüber, dass er zu geschniegelt für Ehrlichkeit war. Etwas, das ihn sichtbar träfe.

Stattdessen sagte sie nur: „Morgen also.“

„Morgen.“

Er machte eine halbe Verbeugung. Nicht spöttisch. Nicht warm. Dann ging er, den Seitengang entlang, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Serana blieb unter dem Torbogen stehen, bis das Geräusch seiner Schritte im Tempelholz verschwand. Erst dann merkte sie, dass sie die Finger so fest um den feuchten Handschuh geschlossen hatte, dass die Knöchel schmerzten. Sie ließ los, zu schnell, und der Handschuh fiel ihr beinahe aus der Hand.

Sechs Tage diskrete Vermittlung.

Ein Band, das noch keines war.

Und zwischen jeder sauber gesprochenen Klausel hatte bereits etwas gelegen, das mit Sicherheiten nichts zu tun hatte. Beide hatten über Vermögen gesprochen und Verwundbarkeit gemeint. Beide hatten gefragt wie Kaufleute und geantwortet wie Menschen, die sich gerade deshalb nicht trauten.

Als Serana in den Regen hinaustrat, war ihr, als habe sie keinen Vertrag begonnen, sondern etwas sehr viel Schlechteres:

eine Verständigung, die sich anfühlte, als könne sie ihr nützen.

Und sie ruinieren.

Der Kanalsteg zwischen Alt-Grangor und Neuhaben war um diese Stunde fast leer. Nur das Wasser war noch wach. Es schlug schwarz gegen die Pfähle, zog an Tauresten, schob den Widerschein der Laternen in lange, zitternde Streifen auseinander. Über den Bohlen hing der Geruch von Salz, fauligem Tang und nassem Holz. Von fern hörte man das letzte Rufen eines Bootsmanns, weiter hinten das dumpfe Klappen einer Ladeluke. Grangor wurde nachts nicht still; es senkte nur die Stimme.

Serana Valegian hätte den direkten Weg nach Terra Ferma nehmen sollen. Sie wusste es. Sie war bereits zwei Brücken zu weit in die falsche Richtung gegangen, ehe sie sich eingestand, dass sie nicht nach Hause eilte, sondern von etwas fort. Oder zu etwas hin, das sie noch weniger hätte benennen können.

Die feuchte Luft hatte ihr die losen Haare an den Nacken geklebt. Unter dem Umhang war es stickig warm geworden, obwohl ein Wind vom Wasser her über den Steg strich. Sie blieb mitten auf den Bohlen stehen und legte die Fingerspitzen an die Stirn, als könne sie damit die Gedanken ordnen. Es half nicht. In ihrem Körper war seit dem Tempelgespräch eine Unruhe, die zu unerquicklich war, um bloß Ärger zu sein. Zu wach. Zu gespannt. Als hätte sie dort drinnen nicht unterschrieben, sondern eine Saite angerissen, die nun nicht mehr still werden wollte.

Schritte hinter ihr.

Nicht hastig. Gleichmäßig. Ein Mann, der nicht rennen wollte und auch nicht musste.

Serana drehte sich um, bevor sie sich sagen konnte, dass sie es nicht tun sollte. Leomar di Serris kam aus dem dunkleren Abschnitt des Steges ins Licht einer schräg hängenden Laterne. Sein Rock war geschlossen, aber nicht mehr ganz so glatt wie im Tempel. Der feuchte Wind hatte den Stoff am Saum dunkler

gemacht. Er blieb erst ein paar Schritte vor ihr stehen, als habe auch er begriffen, dass zu viel Nähe auf einem leeren Steg sofort nach Absicht aussah.

„Ihr geht in die falsche Richtung“, sagte er.

Serana verschränkte die Arme. Eine dumme, schützende Bewegung. Sie machte den Brustkorb enger und verriet doch, dass sie sich schützen wollte. „Und Ihr folgt Frauen jetzt bis auf dunkle Stege, um ihnen die Stadt zu erklären?“

„Ich folge Euch nicht.“

„Nein?“

Er sah kurz am Geländer vorbei ins Wasser, dann wieder zu ihr. „Ich gehe nach Neuhaben. Ihr steht zufällig auf dem Weg.“

„Wie günstig.“

„Nicht für mich.“

Das hätte sie abtun sollen. Stattdessen spürte sie, wie ihr Mundwinkel zucken wollte. Sie unterdrückte es und hasste, dass sie überhaupt etwas unterdrücken musste. „Dann geht vorbei.“

Leomar machte keine Anstalten, das zu tun. Der Wind fuhr zwischen ihnen hindurch und hob den Rand ihres Umhangs gegen ihre Wade. Sie hielt ihn fest, zu schnell, und bemerkte gleichzeitig, dass sein Blick für einen Moment dorthin glitt. Nicht unverschämt. Gerade das machte es spürbarer.

„Ihr seid wütend“, sagte er.

„Wie scharfsinnig.“

„Auf mich.“

„Unter anderem.“

„Und der andere Teil?“

Serana hätte schweigen sollen. Stattdessen antwortete sie sofort: „Auf den Tempel. Auf Eure Vorsteherin. Auf die Art, wie Männer in Verhandlungen so tun, als ließe sich alles mit der richtigen Klausel befrieden.“

„Thalia ter Broock ist keine Mannsperson.“

„Sie hat genug von deren Gewohnheiten gelernt.“

Leomar atmete einmal durch, langsamer als nötig. Er wirkte kontrolliert, aber nicht leicht. Im Laternenlicht sah Serana, dass sein Gesicht angespannter war als zuvor. Eine Linie neben dem Mund, die im Tempel noch nicht so tief gelegen hatte. Er hatte den Abend nicht glatter überstanden als sie. Diese Erkenntnis war unerquicklich tröstlich.

„Ihr habt Euch dort drinnen nicht schlecht geschlagen“, sagte er.

Sie blinzelte. „Schlagen?“

„Verhandeln.“

„Das klang nicht wie ein Kompliment.“

„Es war auch keins.“

Da war sie wieder, die Reibung, die sie hätte abschrecken müssen und sie nur wachsamer machte. Serana trat einen halben Schritt zur Seite, lehnte sich mit der Hüfte gegen das feuchte Geländerholz und bereute es sofort, weil die Kälte durch den Rock zog. „Wollt Ihr etwas Bestimmtes, Herr di Serris? Oder nur den letzten Eindruck des Abends für Euch ordnen?“

Er antwortete nicht gleich. Unten glitt ein schmales Boot durch den Kanal, der Fährmann duckte sich unter der Brücke weg, und das leise Geräusch des Wassers gegen den Bug füllte die kurze Stille zwischen ihnen. Als Leomar sprach, war seine Stimme tiefer geworden.

„Ich wollte wissen, ob Ihr morgen wirklich kommt.“

Serana starrte ihn an. Diese Frage war so unerquicklich schlicht, dass sie sie einen Moment lang nicht richtig einordnen konnte. „Ich unterschreibe nichts im Tempel, nur um am nächsten Morgen aus Beleidigung fortzubleiben.“

„Nein“, sagte er. „Aber Ihr sagt Dinge aus Beleidigung, die später aussehen wie Entscheidungen.“

Hitze schoss ihr ins Gesicht. Zu schnell. Zu sichtbar. Sie drückte die Finger so fest in den Ärmel ihres Umhangs, dass der Stoff knirschte. „Und Ihr trifft Entscheidungen aus Vorsicht, die später aussehen wie Verrat.“

Das saß. Sie sah es. Nicht groß, nicht theatralisch. Nur ein kurzes Verhärten um seine Augen. Sie hätte Genugtuung empfinden können. Stattdessen spürte sie ihren Puls bis in die Fingerspitzen.

„Dann sind wir wenigstens gerecht verteilt“, sagte er.

„Gerecht?“ Serana stieß ein kurzes, ungläubiges Lachen aus. „Ihr sprecht mit mir über Gerechtigkeit, nachdem Ihr auf jede meiner Antworten geschaut habt, als prüftet Ihr eine Kiste auf Haarrisse?“

„Weil Haarrisse ein Schiff versenken können.“

„Und weil Ihr glaubt, Ihr erkennt sie immer.“

„Weil ich gelernt habe, was passiert, wenn man sie übersieht.“

Er hatte das zu rasch gesagt. Kaum merklich. Aber da war es: der eine Satz zu schnell, zu direkt, bevor die Kontrolle wieder darüber glitt. Serana bemerkte es sofort. Nicht seinen Inhalt. Nur die Art, wie er gefallen war.

„Aha“, sagte sie. „Also gibt es doch etwas, das Ihr nicht so gut im Griff habt, wie Ihr tut.“

Leomar zog die Brauen zusammen. „Ihr macht aus jeder Lücke sofort einen Angriff.“

„Und Ihr aus jeder Frage eine Befragung.“

Er trat jetzt doch näher. Nur einen Schritt. Aber auf einem schmalen Steg war ein Schritt viel. Serana richtete sich auf, ohne nachzudenken. Nun standen sie so dicht, dass sie die feuchte Kühle seines Mantels riechen konnte, gemischt mit Leder und dem schwachen, sauberen Duft von Ölseife. Nichts Sinnliches. Etwas Schlimmeres: etwas Reales.

„Wisst Ihr, was mich an Euch am meisten ermüdet?“, fragte er leise.

Sie hätte zurückweichen sollen. Stattdessen hob sie das Kinn. „Dass ich antworte, statt zu nicken?“

„Dass Ihr jede Form von Schutz behandelt, als müsse dahinter sofort eine Kette liegen.“

Serana spürte, wie sich etwas in ihr sträubte. Nicht nur aus Stolz. Das Wort Schutz traf zu nah an eine Stelle, die wund war. „Und wisst Ihr, was mich an Euch am meisten kränkt?“

Sein Blick blieb an ihrem Gesicht hängen. „Sagt es.“

„Dass Ihr Schutz sagt und Zugriff meint.“

Zwischen ihnen stand der Satz wie ein dritter Körper.

Leomar atmete scharf durch die Nase ein. Dann lachte er einmal, freudlos. „Zugriff? Auf was? Euren Speicher, der am Rand der Frist steht? Eure Fährrechte, die nur unter Mühe laufen? Oder auf Euren Namen, den halb Grangor nicht einmal buchstabieren könnte, ohne an Hafenzins zu denken?“

Kaum hatte er es gesagt, sah Serana, dass er es bereute. Nicht aus Güte. Aus Genauigkeit. Er wusste sofort, dass er das Gemeinste gewählt hatte, was greifbar war.

Und es traf.

Ihr wurde erst heiß, dann kalt. Das Wasser hinter ihr schien einen Schritt näher zu kommen. „Wie schön“, sagte sie, und ihre Stimme war so ruhig, dass sie selbst hörte, wie dünn diese Ruhe war. „Da ist er ja doch. Der wahre Ton Eures Hauses.“

„So war es nicht gemeint.“

„Natürlich nicht. Es fällt Euch nur leicht.“

Sie wollte an ihm vorbei. Einfach gehen. Er machte die einzige falsche Bewegung, die er in diesem Moment machen konnte: Er hob die Hand, nicht grob, nur um sie am Arm zu halten, damit sie nicht einfach an ihm vorbeistrich.

Seine Finger schlossen sich knapp unter ihrem Ellbogen um den Stoff ihres Umhangs und den Ärmel darunter.

Nichts an der Berührung war unziemlich. Nichts anständig Harmloses blieb daran.

Serana blieb stehen. Nicht, weil er sie festhielt. Sondern weil ihr Körper auf diese eine unbedachte Berührung reagierte, als hätte ihr jemand die Luft aus der Brust gezogen. Seine Hand war warm.

Zu warm nach der feuchten Nacht. Durch Stoff und Leinen hindurch spürte sie den Druck seiner Finger überraschend deutlich. Ihr Atem ging flacher, und sie hasste sich dafür.

Leomar merkte es offenbar auch. Sie sah, wie sich sein Blick kurz senkte, genau dorthin, wo seine Hand sie hielt, und wie seine Finger sich im selben Moment fester zogen, bevor er sie lockerte. Dieser winzige Fehler machte alles schlimmer.

„Lasst mich los“, sagte sie.

Ihre Stimme war nicht scharf genug. Mehr Atem als Befehl.

Er ließ sie nicht sofort los. Nicht aus Berechnung. Aus etwas Dümmerem. Aus dem einen Herzschlag, in dem ein Mensch spürt, dass er etwas nicht hätte tun sollen, und es gerade deshalb noch nicht tut.

„Ich wollte Euch nicht beleidigen“, sagte er.

„Aber Ihr wolltet gewinnen.“

„Nein.“ Jetzt kam es schnell. Zu schnell. „Ich wollte, dass Ihr aufhört, in allem nur die schlimmste Absicht zu sehen.“

Serana sah ihn an. Von Nahem wirkte seine Beherrschung schlechter. Der Puls schlug sichtbar an seinem Hals. Sein Kragen stand noch immer zu hoch, und plötzlich wirkte er nicht geschniegelt, sondern eingeschnürt. Seine Nähe war unerquicklich, weil sie ihn menschlicher machte.

„Dann sagt mir etwas, das diese Absicht widerlegt“, flüsterte sie.

Er schwieg.

Es war nur ein Atemzug. Vielleicht zwei. Aber in dieser Lücke lag alles, was er nicht sagen konnte oder nicht sagen wollte. Serana

spürte, wie ihr eigener Stolz sich aufbäumte, schon um den Schaden kleinzureden, den diese Stille anrichtete.

„Seht Ihr“, sagte sie. „Eben.“

Sie wollte wieder an ihm vorbei. Diesmal ließ er ihren Arm los, sofort, zu schnell, und seine Finger streiften dabei ungeschickt über ihr Handgelenk. Ein beinahe entschuldigendes Zurückzucken, das den Kontakt nur noch deutlicher machte. Serana sog scharf Luft ein.

Und dann geschah das eigentlich Lächerliche.

Sie hätte gehen können. Er hätte sie gehen lassen können. Stattdessen blieben sie beide stehen. Zu nah noch immer. Nah genug, dass sie den Unterschied ihrer Atemzüge hören konnten, als wäre das eine Unterhaltung.

„Ihr zittert“, sagte er leise.

Serana hätte ihn ohrfeigen können. Nicht weil er sie verhöhnte. Sondern weil er recht hatte.

„Vor Kälte.“

„Lügnerin.“

Das Wort fiel nicht hart. Fast erschöpft. Es fuhr ihr trotzdem unter die Haut. Sie hob die Hand nicht, um ihn zu schlagen, sondern um ihn von sich wegzudrücken, flach gegen seine Brust. Es war keine große Bewegung. Keine dramatische. Aber sie spürte unter der nassen Wolle und dem Leinen die Festigkeit darunter, und sie hatte keine Zeit, das zu verdrängen, ehe seine Hand ihre Finger fing. Nicht fest. Nur so, dass sie nicht gleich wieder zurückweichen konnte.

Nun waren ihre Hände zwischen ihnen gefangen. Sein Atem strich ihr über die Stirn, weil er den Kopf gesenkt hatte. Serana wusste nicht mehr, wer von ihnen zuerst näherkam. Vielleicht niemand bewusst. Vielleicht war es nur der Fehler, nicht entschieden genug zurückzutreten.

Sein Mund traf ihren nicht stürmisch, nicht gierig, sondern mit einer Kürze, die fast schlimmer war. Als frage selbst die Berührung noch, ob sie wirklich geschehen dürfe. Serana erstarrte einen Herzschlag lang. Dann antwortete ihr Körper, bevor ihr Stolz es verhindern konnte. Sie griff in den Stoff an seiner Brust, zu fest, und zog ihn unwillkürlich näher. Die Bohlen unter ihren Füßen schienen schmaler zu werden. Das Wasser schlug unten gegen die Pfähle. Irgendwo klapperte eine lose Kette gegen Holz.

Es war kein langer Kuss. Gerade lang genug, um alles zu beschädigen, was bis dahin noch Ordnung geheißen hatte.

Als sie sich voneinander lösten, geschah es nicht schön. Zu schnell, mit einem kleinen, peinlichen Aneinanderstreifen von Stoff und Atem und dem Geräusch, das jemand macht, der zu plötzlich wieder Luft braucht. Serana merkte, dass ihre Hand noch immer in seinem Rock verkrampft war. Sie ließ los, als hätte sie sich verbrannt.

Leomar wich einen Schritt zurück. Sein Gesicht war im Laternenlicht blasser geworden, nur über den Wangen stand dunkle Farbe. Er sah aus, als hätte er sich gerade mit anständiger Gründlichkeit.

Serana fühlte sich nicht besser. Ihr Mund war trocken, obwohl eben noch seine Nähe darauf gelegen hatte. Unter dem Mieder schlug ihr Herz so schnell, dass ihr übel wurde. Sie zog den Umhang enger vor der Brust zusammen, als könne der Stoff die Tatsache bedecken, dass sie sich gerade auf einem offenen Steg

von dem Mann hatte küssen lassen, mit dem sie morgen Haftungsklauseln verhandeln sollte.

„Das“, sagte sie atemlos, „war ein Fehler.“

„Ja.“

Dass er es sofort sagte, verletzte sie mehr, als es hätte dürfen.

Sie hob den Kopf. „So schnell also.“

Etwas in seinem Blick zuckte. „Ich meinte den Ort.“

„Natürlich.“

„Serana—“

„Nennt mich nicht so.“

Er schwieg. Nicht trotzig. Als hätte er verstanden, dass jedes weitere Wort die Sache nur hässlicher machen konnte. Gerade diese Vernunft machte sie rasend.

„Ihr habt Eure Antwort“, sagte sie. „Ich komme morgen. Und ich werde nicht wegen eines Augenblicks so töricht sein, Bedingungen zu vergessen.“

„Das habe ich nicht angenommen.“

„Nein“, sagte sie. „Ihr nehmt nur an, dass Ihr alles andere besser versteht als ich.“

Sie drehte sich um, diesmal wirklich. Ihre Knie fühlten sich unerquicklich weich an, und sie verfluchte jeden Schritt, der das hätte verraten können. Hinter ihr sagte Leomar nichts mehr. Kein Entschuldigen, kein Halten, kein letzter kluger Satz. Nur das Wasser und die Nacht.

Erst am Ende des Steges, schon unter der nächsten Laterne, blieb sie noch einmal stehen, ohne sich umzudrehen. Sie hasste, dass ihre Lippen noch immer auf diesen einen unvernünftigen Augenblick reagierten, als sei er nicht bloß Dummheit gewesen. Sie hasste noch mehr, dass sie zugleich wusste, was diese Dummheit kosten konnte.

Denn morgen würde Leomar di Serris vor Dario di Serris stehen oder schreiben oder berichten müssen, und er würde entscheiden, was von diesem Abend in die Welt gelangte.

Und statt ihm jede mögliche Gefahr leichter gemacht zu haben, hatte sie ihm auf einem dunklen Steg etwas gegeben, das kein Vertrag kannte:

einen Grund, die Wahrheit zu verschieben.

Hinter ihr blieb er lange genug stehen, dass sie seine Gegenwart noch spürte, obwohl sie ihn nicht mehr ansah.

Dann ging auch er weiter.

Und mit ihm verschwand nicht die Spannung des Abends, sondern nur die letzte Gelegenheit, sie rechtzeitig nüchtern zu behandeln.

Die Schreibstube des Marktgerichts lag im östlichen Flügel des Stadthauses, wo selbst das Morgenlicht nach Amt roch. Kalte Luft zog durch die hohen Fensterrahmen, trug den Geruch von feuchtem Stein, Tinte und gesiegeltem Pergament herein und ließ die roten Fäden an den Registerbündeln leise zittern. An den Wänden standen Schränke mit beschrifteten Fächern, in denen Verträge lagen wie ordentlich verschlossene Wunden. Über dem

mittleren Tisch hing eine Messinglampe, obwohl es bereits hell genug war. In Grangor war Helligkeit keine Frage des Wetters, sondern der Lesbarkeit.

Serana Valegian war zu früh.

Sie hasste, dass Leomar di Serris recht behalten hatte, ohne es zu erleben. Als sie die Stufen zur Schreibstube hinaufgestiegen war, hatte ihr Magen sich bei jedem Absatz enger gezogen. Nicht aus Furcht vor dem Gericht. Vor dem Mann, der bereits dort sein konnte. Vor dem Blick, mit dem er ihr nach der Nacht auf dem Steg begegnen würde. Oder nicht begegnen. Beides schien ihr unerquicklich möglich.

Sie trug ein dunkles Kleid aus schwerem Wollstoff, schlicht genug für Amt, gut genug gebürstet für Würde. Trotzdem fühlte sie sich darin, als verrate jede Falte, dass sie schlecht geschlafen hatte. Unter den Augen lag eine Müdigkeit, die sie beim Waschen nicht hatte abkühlen können. Ihr Mund war trocken, obwohl sie auf dem Weg zwei Schluck Wasser genommen hatte. Als sie die Türschwelle überschritt, merkte sie, dass ihre Hand den Griff fester gehalten hatte als nötig; die Fingerknöchel waren hell.

Ein Schreiber mit schmalem Hals und einer kleinen Warze am Kinn hob den Blick nur kurz. Vor ihm lag ein offenes Register, über dessen Rand ein roter Faden hing. Neben dem Tintenfass ruhte ein bronzener Stempel mit dem Zeichen des Marktgerichts.

„Name?“, fragte er.

„Serana Valegian.“

Er blätterte nicht sofort. Erst benetzte er die Feder, trug etwas nach, pustete den Tintenrand trocken und schlug dann mit der gelangweilten Sorgfalt eines Mannes um, der von zu vielen Sorgen lebt, um sich für fremde aufzuregen. „Vorläufige

Vertragsverhandlung. Ehesache mit wirtschaftlicher Nebenordnung.“

Nicht einmal hier klang es nach einem Leben. Nur nach Zuständigkeit.

„Ja.“

„Die Gegenpartei ist bereits anwesend.“

Natürlich.

Serana drehte sich nicht gleich um. Sie hasste sich dafür, dass ihr Herz trotzdem plötzlich schneller ging. Dann tat sie es doch.

Leomar stand am Fenster der inneren Wandnische, als habe er sich bewusst so gestellt, dass er nicht mitten im Raum warten musste wie ein Bittsteller. Er trug einen dunkelblauen Rock mit silbernem, kaum sichtbarem Saum, die Handschuhe in der linken Hand, das Kinn glattrasiert. Er sah aus, als habe er ebenfalls schlecht geschlafen und alles darangesetzt, dass niemand das beweisen konnte. Nur seine Augen verrieten mehr Wachheit als Ruhe.

Als ihr Blick den seinen traf, geschah etwas Lächerliches und sofort Körperliches: Serana spürte den gestrigen Kuss zuerst in der Kehle, als Enge, dann in den Wangen als Hitze, die sie auf der Stelle niederzwingen wollte. Sie hob das Kinn einen Hauch zu hoch.

„Frau Valegian“, sagte er.

Kein Zögern. Keine Wärme. Auch keine Kälte, die man hätte bekämpfen können. Nur Genauigkeit.

„Herr di Serris.“

Der Schreiber sah zwischen ihnen auf, spürte offenbar etwas, beschloss aber im selben Moment, dass es nicht sein Geschäft sei. „Der Entwurfsbogen liegt dort. Noch keine Endbeglaubigung. Nur Registrierung des ersten Vertragsstands, sofern beide Seiten übereinstimmen.“

„Sofern“, wiederholte Serana.

Leomar kam vom Fenster herüber und legte ein flaches Bündel Pergamente auf den Tisch. „Das ist der Entwurf.“

Seine Hand war ruhig. Zu ruhig. Serana setzte sich, bevor ihre Knie etwas anderes verrieten. Das Holz des Stuhls war härter, als sie erwartet hatte. Der Rock spannte an den Oberschenkeln, weil sie sich zu abrupt niederließ. Leomar nahm ihr gegenüber Platz. Nicht zu nah. Genau die angemessene Distanz. Wieder hasste sie, dass gerade diese Beherrschung sie an den Steg denken ließ.

Der Schreiber zog sich nur zwei Schritte zurück, nicht mehr. Nah genug, um gerufen zu werden. Nah genug auch, um jedes laute Wort zu hören.

Leomar schlug das erste Blatt auf. Die Schrift war sauber, scharf, ohne unnötige Zier. Natürlich. „Der Entwurf folgt den gestern vereinbarten Linien. Kreditfreigabe von zwölfhundert Dukaten nach Beglaubigung. Keine Vermögensverschmelzung vor gesicherter Nutzbarkeit des Valegian-Speichers für sechs Monde. Vorbestehende Schulden bleiben persönlich.“

Serana hörte das Wort wieder wie einen Stein ins Wasser fallen: persönlich.

Sie zwang sich, auf die Zeilen zu sehen. Die Tinte war noch frisch genug, dass sie an manchen Stellen den leichten Glanz nicht verloren hatte. Er hatte bis spät daran arbeiten lassen. Oder selbst

daran gesessen. Der Gedanke war unerquicklich intim, und sie biss ihn zurück.

„Hier“, sagte Leomar und legte den Finger an einen Absatz. „Die Schutzklausel für Altlasten vor der Eheschließung.“

Serana las. Im Kern war sie einfach: Verbindlichkeiten, die vor der Beglaubigung entstanden waren und nicht offengelegt wurden, sollten nicht automatisch in die gemeinsame Haftung übergehen. Der Ehepartner, der nachweislich nichts von ihnen gewusst hatte, konnte sich auf gesonderte Prüfung berufen. Ein sauberer, vernünftiger Mechanismus. Ein Schild.

Ein Schild, das sofort wie Misstrauen aussah.

„Ihr seid schnell“, sagte sie.

„Mit Verträgen?“

„Mit Vorkehrungen gegen unangenehme Überraschungen.“

Leomar hob den Blick. „Es ist eine Standardabsicherung.“

„Für wen?“

„Für beide.“

„Wie großzügig.“

Er antwortete nicht gleich. Sein Daumen strich einmal über die Kante des Pergaments, dieselbe kleine Bewegung, die sie bereits im Tempel bemerkt hatte. Ein verräterisches Detail. „Sie hilft Euch.“

„Wenn ich Hilfe brauche, werde ich sie erkennen.“

„Nein“, sagte er, leiser als der Raum es eigentlich verlangte. „Ihr werdet sie erst dann erkennen, wenn es zu spät ist.“

Der Satz war unklug. Vielleicht weil er zu nah an gestern lag. Vielleicht weil seine Stimme bei den letzten Worten rauer geworden war. Serana spürte, wie ihr Magen sich zusammenzog. Nicht vor Zorn allein.

„Und Ihr?“, fragte sie. „Erkennt Ihr immer rechtzeitig, wann Schutz nur ein anderes Wort für Bevormundung geworden ist?“

Der Schreiber blätterte demonstrativ in einem Nebenregister, als wolle er zeigen, dass ihn nichts anging, was hier an Untertönen hing. Gerade diese Anstrengung machte die Sache halböffentlich. Serana merkte es und wurde noch starrer.

Leomar schob das Pergament ein Stück näher zu ihr. „Die Klausel bedeutet nicht, dass ich Euch etwas unterstelle.“

„Nein?“ Serana zwang ein kurzes Lächeln hervor, das keines war. „Dann ist sie wohl aus bloßer Liebe zur Ordnung hineingeraten.“

Das Wort stand zwischen ihnen. Liebe. Völlig falsch im Marktgericht, und gerade deshalb gefährlich. Leomars Kiefer spannte sich sichtbar an.

„Ich würde es bevorzugen“, sagte er, „wenn wir diesen Morgen nicht mit schlechten Andeutungen vergeuden.“

„Schlechte Andeutungen? Ihr habt mich gestern auf einem Steg geküsst.“

Der Satz war leise. Nicht leise genug.

Der Schreiber hob den Kopf. Nicht ganz. Nur gerade so weit, dass Serana sah, wie die Spitze seiner Feder in der Luft stillstand. Dann senkte er sie wieder zu rasch. Zu spät. Das Gehörte war jetzt im Raum, ob es protokolliert wurde oder nicht.

Leomar wurde nicht rot. Das war fast beleidigend. Nur um seinen Mund zog sich etwas hart zusammen. „Frau Valegian.“

„Oh, jetzt also wieder Frau Valegian.“

„Wir befinden uns in einer Amtsschreibstube.“

„Das hatte ich bemerkt.“

Sie hörte sich selbst und wusste im selben Atemzug, dass sie genau das tat, was sie nicht hatte tun wollen: die Sache persönlicher machen, weil sie die Nüchternheit nicht aushielt. Ihr Herz schlug zu schnell. Unter dem Mieder staute sich die Wärme, und die Schnürung kam ihr plötzlich zu eng vor. Sie hätte einlenken müssen. Stattdessen griff sie nach der Klausel.

„Nein.“

Leomar blinzelte. „Nein?“

„Ich nehme sie nicht hinein.“

„Ihr habt sie noch nicht einmal mit mir durchgesprochen.“

„Ich kann lesen.“

„Offenbar nicht weit genug.“

Das traf sofort. Serana richtete sich auf. „Wollt Ihr mich beleidigen oder absichern? Ihr seid erstaunlich unentschlossen.“

„Ich will verhindern, dass etwas, das uns beiden nützen könnte, an verletztem Stolz scheitert.“

„Dann streicht diese Klausel.“

„Gerade weil Ihr so reagiert, kann ich sie nicht streichen.“

Der Schreiber räusperte sich. Nur einmal. Eine winzige amtliche Erinnerung daran, dass Stimmen hier nicht für Vertraulichkeit gemacht waren.

Serana wandte den Kopf zu ihm. „Habt Ihr ein Problem?“

Der Mann wurde blass um die Nase. „Nein, Herrin. Nur— das Marktgericht bevorzugt eindeutige Formulierungen.“

„Dann schreibt auf“, sagte sie, „dass ich mich nicht wie ein verschwiegenes Risiko behandeln lasse.“

Leomar beugte sich vor. Nicht weit. Aber genug, dass seine Stimme nur noch sie treffen sollte. „Serana.“

Der Name auf diese Weise war fast schlimmer als jede förmliche Kälte. Sie sah auf seine Hand, die am Rand des Pergaments lag. Lange Finger, sauber, unbeweglich. Dieselbe Hand, die sie gestern am Arm gehalten hatte. Sofort schoss ihr die Erinnerung wie eine ungebetene Hitze durch den Körper. Sie hasste, dass er das nicht wissen musste, um doch Macht darüber zu haben.

„Nennt mich hier nicht so“, sagte sie.

„Dann hört auf, Euch gegen etwas zu wehren, das Euch schützt.“

„Ihr versteht es nicht.“

„Dann erklärt es.“

Sie hätte schweigen können. Das wäre klüger gewesen. Doch an diesem Morgen saß die Demütigung vom Steg, vom Tempel, von den letzten Wochen überhaupt zu dicht unter der Haut.

„Weil es aussieht“, sagte sie, und merkte selbst, wie atemlos sie klang, „als brächte ich etwas Schmutziges in diese Verbindung,

das man vorsorglich von Eurem schönen Vermögen fernhalten muss.“

Leomar hielt ihren Blick. Zum ersten Mal an diesem Morgen sah er nicht geschneigelt aus, sondern einfach müde. „Jeder bringt etwas mit.“

„Das ist eine hübsche Lüge.“

„Es ist keine.“

„Dann nennt mir die Altlast, gegen die ich mich absichere.“

Da war sie. Die eigentliche Forderung. Nicht rechtlich. Persönlich.

Für einen Moment geschah gar nichts. Der Schreiber kratzte irgendwo hinter ihnen mit der Feder über Papier. Auf dem Flur lief jemand vorbei, Sporen klirrten kurz gegen Stein. Vom Fenster her drang das ferne Rufen eines Lastträgers.

Leomar sagte: „Wir verhandeln nicht meine Seite dieses Morgens.“

„Ach nein?“

„Nein.“

„Dann verhandeln wir gar nicht.“

Sie schob das Pergament von sich. Nicht heftig. Gerade hart genug, dass das obere Blatt quer über das Holz glitt und gegen das Tintenfass stieß. Es kippte nicht um, schwankte aber bedrohlich. Der Schreiber machte einen halben Satz vor, fing sich und blieb stehen, alldieweil die Tinte sich wieder beruhigte.

Peinliche Stille.

Serana spürte, wie ihr die Farbe ins Gesicht stieg. Nicht nur vor Wut. Vor dem Wissen, beobachtet zu sein. Dass irgendein blasser Schreiber mit rotem Faden und Tintenfinger heute Abend beim Essen erzählen konnte, wie die Vlegian im Marktgericht beinahe das Fass umgestoßen habe, weil sie eine Klausel nicht vertrug.

Leomar hätte sie jetzt retten können. Mit einem ruhigen Wort. Mit einer glatten Wendung. Stattdessen sagte er, zu kontrolliert: „Setzt Euch wieder ordentlich hin.“

Serana starrte ihn an. „Wie bitte?“

„Ihr benehmt Euch, als ginge es hier um Eitelkeit.“

Nun hob selbst der Schreiber den Blick ein zweites Mal, schnell und schuldbewusst. Zu spät. Zu hörbar. Serana wurde schlagartig kalt.

„Und Ihr“, sagte sie leise, „benehmt Euch, als wäret Ihr schon mein Vormund.“

Leomar schloss für einen Augenblick die Augen. Nur kurz. Als bereute er den Satz, aber nicht genug, um ihn zurückzunehmen. „Das habe ich nicht gesagt.“

„Nein“, erwiderte sie. „Ihr habt es nur klingen lassen.“

Sie stand auf. Wieder zu rasch. Der Stuhl scharrte diesmal lauter. Das Geräusch schnitt bis auf den Flur. Serana spürte den Zug im Nacken, das klägliche Brennen hinter den Augen, das sie mit roher Willenskraft niederhielt. Nicht hier. Nicht vor diesem Mann. Nicht vor einem Gerichtsschreiber mit Warze am Kinn.

„Dann beendet es“, sagte sie. „Wenn Euer Vertrauen so fein gewebt ist, dass es eine solche Klausel gleich im ersten Entwurf braucht, dann beendet es.“

Leomar stand ebenfalls auf. Sein Stuhl blieb beinahe lautlos zurück. „Ihr wisst, dass das Unsinn ist.“

„Unsinn?“

„Ja. Weil Ihr diese Klausel nicht aus rechtlichen Gründen ablehnt.“

„Und aus welchen dann? Sagt es ruhig. Ihr tut es ohnehin.“

Sein Atem ging jetzt hörbar tiefer. Nicht laut, nur schneller. „Weil Ihr es nicht ertragt, irgendetwas unterschreiben zu müssen, das wie Bedürftigkeit aussieht.“

Es war zu genau. Zu nah. Serana spürte, wie ihr der Hals eng wurde. Sie wollte ihn dafür hassen. Tat es auch. Nur nicht so ausschließlich, wie es einfacher gewesen wäre.

„Und Ihr ertragt nicht“, sagte sie, „dass jemand auf Eurer Ordnung nicht dankbar genug kniet.“

Der Satz traf. Endlich. Sein Gesicht verlor einen Schlag lang jede glatte Höflichkeit.

„Genug“, murmelte der Schreiber, fast zu sich selbst, und tat dann erschrocken, als er merkte, dass man ihn gehört hatte. „Verzeiht. Ich meinte nur— falls der Eintrag vertagt werden soll, müsste ich—“

„Schreibt“, sagte Serana, ohne ihn anzusehen, „dass die Schutzklausel von meiner Seite abgelehnt wurde.“

Leomar sagte sofort: „Noch nicht.“

„Doch.“

„Nein.“

Sie sahen einander an, und für einen unerträglich langen Moment war es nicht mehr klar, ob hier über Pergament oder über den vorigen Abend gestritten wurde. Wahrscheinlich über beides. Gerade deshalb war die Sache verloren.

Dann geschah das einzig Nützliche an diesem Morgen: Leomar zog die Luft ein, glättete mit sichtbarer Anstrengung seine Stimme und sagte zum Schreiber: „Vermerkt den Entwurf als unvollständig. Schutzklausel strittig. Weitere Prüfung binnen zwei Tagen.“

Serana hätte widersprechen können. Aus Prinzip, aus Wut, aus Stolz. Stattdessen schwieg sie. Vielleicht weil sie plötzlich merkte, wie sehr ihre Hände zitterten. Sie schob sie in die Falten ihres Rocks, damit niemand es sah.

Der Schreiber nickte hastig und begann zu schreiben. Federkratzen. Tinte. Roter Faden. So klang in Grangor eine beschädigte Möglichkeit.

Leomar nahm das obere Pergament an sich, strich es glatt und legte es nicht mehr vor sie hin. Diese kleine Bewegung schmerzte mehr, als sie vernünftig war. Als entzöge er ihr nicht nur ein Blatt, sondern Zutrauen.

„Das war unnötig“, sagte er leise.

Serana lachte einmal. Trocken. „Welche Stelle? Die Klausel oder dass Ihr mich wie eine Närrin behandelt habt?“

„Dass Ihr etwas zurückweist, was Euch später fehlen wird.“

„Dann lasst es mich fehlen.“

Er sah sie lange an. Zu lange für einen Raum mit Amtsschreiber. Dann nickte er knapp. „Wie Ihr wollt.“

Das war das Schlimmste, was er jetzt hätte sagen können. Kein Kampf mehr. Keine Bitte. Nur dieses kalte Einräumen ihrer Entscheidung, als notiere er bereits innerlich ihre Folgen.

Serana nahm ihre Handschuhe vom Tisch. Einer der Finger war beim Ausziehen nach innen gestülpt. Sie bekam ihn auf Anhieb nicht richtig zurecht, weil die Hand so unerquicklich unruhig war. Erst beim zweiten Versuch gelang es. Es fühlte sich an wie eine kleine, lächerliche Niederlage.

„Zwei Tage also“, sagte der Schreiber, ohne aufzusehen. „Sonst verfällt der Vorvermerk.“

„Er verfällt nicht“, sagte Leomar.

Serana zog den zweiten Handschuh über. „Das werden wir sehen.“

Sie ging zur Tür. Nicht hastig. Sie zwang jeden Schritt in ein Maß, das nicht nach Flucht aussah. Erst an der Schwelle merkte sie, dass ihr Nacken heiß und die Schultern völlig verspannt waren.

Hinter ihr sagte Leomar nichts. Kein Aufhalten. Kein Abschied.

Nur als sie schon im Flur war, hörte sie noch die Stimme des Schreibers: „Soll ich die Haftungsfrage offenlassen, Herr?“

Und Leomar, nach einem Moment: „Ja. Offen.“

Serana blieb nicht stehen. Aber das Wort ging mit ihr die ganze Treppe hinunter.

Offen.

Wie eine Wunde. Wie eine Lücke. Wie genau das, was sie aus gekränktem Stolz zurückgewiesen hatte, obwohl es ihr hätte helfen können.

Unten im Stadthaus war der Vormittag bereits in vollem Gang. Boten liefen mit verschnürten Mappen zwischen Amtsstuben. Ein Gardist gähnte hinter einer Säule. Zwei Kaufleute stritten leise über eine Zollnotiz, als ginge es um das Wetter. Das Leben der Stadt schob sich ungerührt um sie herum.

Serana trat hinaus auf den Platz, wo die Luft nach Regenstein und Pferden roch, und merkte erst dort, dass sie so fest auf die Innenseite ihrer Wange gebissen hatte, dass sie Blut schmeckte.

Sie hatte die Klausel abgelehnt.

Im Augenblick fühlte es sich wie Würde an.

Später würde genau diese Lücke jedem erlauben zu fragen, wem welche Schuld gehörte — und wer für wessen Untergang haften sollte.

Der Kontorhof des Gläubigers lag in Neuhaben, hinter einer schmalen Front aus hellem Putz, die absichtlich unauffällig wirkte. Wer dort ein- und ausging, sollte aussehen, als trüge er nur Listen, nie Sorgen. Im Innenhof selbst roch es nach nassem Kalk, Leder und dem scharfen Metallton frisch gezählter Münzen. Unter einem Vordach standen zwei verschlossene Truhen auf Böcken, daneben ein Tisch mit Wachstuch, Tintenstein und Waage. Ein Knecht schob gerade einen Sack Pfeffer über die Pflasterung; der Duft stieg warm und beißend in die feuchte Mittagsluft.

Serana Valegian war nicht hier, um gesehen zu werden.

Gerade deshalb stand sie bereits seit einer Viertelstunde unter dem Sims eines gegenüberliegenden Speicheraanbaus und fühlte

sich mit jeder verstreichenden Minute auffälliger. Regenwasser tropfte in gleichmäßigem Takt von der Dachkante neben ihr auf einen umgestürzten Bottich. Ihr linker Schuh hatte sich an der Spitze dunkel verfärbt; irgendwo drückte eine Naht des Mieders unangenehm gegen ihre Rippen, weil sie seit zu langer Zeit zu flach atmete. Sie sagte sich, sie beobachte nur einen Zahlungsweg. Eine Harmonie aus Zahlen, Einfluss und Abhängigkeit. Nicht den Mann.

Dann trat Leomar di Serris in den Hof, und ihr Körper strafte die Behauptung sofort Lügen.

Er kam nicht allein. Neben ihm ging ein schmaler Mann in graubraunem Rock, dessen Ärmel zu schlicht für einen gewöhnlichen Kontorschreiber und zu sauber für einen Lagerknecht waren. Er trug keinen sichtbaren Tempelschmuck. Gerade das ließ Serana an Phex denken. Jemand, der diskret genug war, um im Licht nicht aufzufallen. Hinter ihnen blieb Leomars eigener Diener am Tor zurück, als wisse er genau, bis wohin Loyalität sichtbar sein durfte.

Leomar sprach nur kurz mit dem Hofverwalter, nahm kein Sitzkissen, keinen Wein, keine unnötige Geste in Anspruch. Alles an ihm sagte: Ich bin hier nicht aus Schwäche, sondern weil Ordnung gewahrt wird. Serana kannte diese Haltung inzwischen gut genug, um sie sofort als Schutzpanzer zu erkennen. Das hätte sie warnen sollen. Stattdessen spürte sie nur, wie sich ihr Magen zusammenzog, als sie an den vorigen Morgen im Marktgericht dachte. An das offene Pergament. An das Wort offen. An seinen Mund auf ihrem, unerquicklich kurz und unerquicklich unvergesslich.

„Herrin, Ihr steht im Nassen.“

Serana fuhr herum. Hinter ihr stand Jorun, der alte Fährknecht ihres Vaters, den sie geschickt hatte, um einen Blick auf eingehende Getreidesäcke zu werfen. Offenbar hatte er sich längst gedacht, dass sie nicht wegen Säcken hier war. Sein grauer Bart war vom Niesel dunkel, und seine rechte Schulter hing wie immer etwas tiefer.

„Dann tretet nicht so lautlos an Leute heran, die nachdenken“, sagte sie.

Jorun hob nur eine Braue. „Nachdenken nennt Ihr das.“

Sie hätte ihn fortschicken sollen. Stattdessen spähte sie wieder über den Hof. „Seht Ihr den Mann neben di Serris?“

„Den Dünnen?“

„Ja.“

„Phexnah, würd’ ich sagen.“

„Weil er dünn ist?“

„Weil er aussieht, als zählte er fremde Münzen mit der Seele und spräche nie über die eigenen.“

Trotz allem wollte ihr beinahe ein Lachen entgleiten. Sie biss es nieder. Unten im Hof hatte der graubraune Mann bereits eine kleine Ledermappe geöffnet. Ein Pergament wurde herausgenommen, nicht groß, aber dick genug für mehr als eine Quittung. Der Hofverwalter legte drei kleine Stapel Münzen auf das Wachstuch. Silber? Nein. Zu warm im Licht. Gold. Serana sah, wie der Dünne zählte, nicht gierig, sondern sachlich. Dann schob Leomar einen eigenen Beutel nach vorn.

Ihr Atem stockte.

Der Beutel war klein. Gerade deshalb gefährlich. Kleine Beutel bedeuteten selten gewöhnliche Geschäftskosten. Ein Mann wie Leomar di Serris brachte keine dreihundert Dukaten persönlich in einen Hof, wenn es bloß um Pfeffer oder Hafenseile ging.

„Wie viel?“, murmelte Jorun.

Serana sagte nichts. Sie sah auf die Bewegung der Hände. Drei Stapel. Ein Griff. Eine kurze Prüfung des Siegellacks auf dem Beutel. Dann der schmale Mittelsmann, der nickte. Der Hofverwalter schrieb etwas in ein Nebenbuch, das sofort wieder geschlossen wurde. Kein offenes Register. Kein Marktgerichtsvermerk. Eine Zahlung, die Spuren brauchte, aber keine Öffentlichkeit.

Dreihundert. Vielleicht etwas weniger. Vielleicht etwas mehr. Genug, um Zinsen zu bedienen. Genug auch, um irgendwo den ersten Griff an einen Betrieb zu legen, der ins Rutschen geraten war.

Serana merkte, dass sie die Hände so fest ineinander gepresst hatte, dass die Finger schmerzten. Sie zwang sie auseinander. Zu spät. Auf den Handflächen standen rote Halbmonde von den eigenen Nägeln.

„Gehen wir?“, fragte Jorun leise.

„Nein.“

Unten beugte sich Leomar über das Pergament. Nicht lange. Nur der Blick eines Mannes, der bereits wusste, was darinstand. Dann nahm er den Stift des Hofverwalters nicht selbst. Der phexnahe Mittelsmann zeichnete. Leomar bestätigte nur mündlich. Noch schlimmer. Wer sich aus der Schrift hielt, wollte nicht, dass sein Name auf dem falschen Blatt ruhte.

Seranas Nacken wurde heiß. Die Gedanken kamen rasch, unerquicklich geordnet, gerade weil sie vom Zorn getragen waren. Dreihundert Dukaten an einen phexnahen Mittelsmann. Nach der Schreibstube. Nach der Schutzklausel. Nach all seinen glatten Reden über Ordnung und Sicherheit. Wofür, wenn nicht um sich bereits Zugriff zu sichern? Erst diskrete Zahlung, dann rechtzeitige Übernahme, bevor die Eheschließung überhaupt stand. Den Betrieb an der Kehle nehmen, die Kreditlinie schön geschniegelt anreichen und sich dabei als Retter ausgeben.

Es passte zu gut.

Vielleicht passte es gerade deshalb nicht. Dieser Einwand hob sich kurz in ihr. Dann dachte sie an seine Art, im Marktgericht „Setzt Euch wieder ordentlich hin“ zu sagen, als sei sie ein Temperamentsschaden in seiner sauber entworfenen Zukunft.

Der Einwand starb.

„Herrin“, sagte Jorun vorsichtig, „das kann auch was anderes sein.“

Serana wandte den Kopf. „Was denn?“

Er zuckte mit der guten Schulter. „Schulden. Zins. Bruder, Vetter, irgendein halbes Unglück, das reiche Häuser unterm Mantel halten.“

Sie hätte es hören können. Die Möglichkeit lag sogar unangenehm nahe, weil sie selbst nicht anders handelte. Stattdessen kam ihr Stolz schneller als jede Vernunft.

„Und Ihr glaubt, er trägt hier zufällig dreihundert Dukaten hin, just nachdem er mich mit einer Schutzklausel gegen verborgene Altlasten absichern wollte?“

Jorun schwieg. Das war Antwort genug.

Unten war die Übergabe beendet. Der phexnahe Mann ließ die Ledermappe verschwinden, als hätte es sie nie gegeben. Leomar wechselte noch zwei Worte mit ihm, zu kurz, um vom Mund abzulesen. Dann drehte er sich halb, und für einen grauen Augenblick glaubte Serana, sein Blick ginge direkt zu ihrem Sims hinüber. Ihr Herz schlug so hart an, dass ihr schwindlig wurde. Sie trat einen Schritt zurück in den Schatten, der Absatz glitt auf nassem Stein, und nur mit einer peinlich fahrigen Bewegung fing sie sich an der Wand ab. Kalk färbte ihre Fingerspitzen weiß.

Er hatte sie nicht gesehen. Wahrscheinlich. Vielleicht doch. Die Ungewissheit machte alles schlimmer.

„Wir gehen jetzt“, sagte Jorun.

Serana nickte, ohne wirklich nachzugeben. Sie stieß sich von der Wand ab und zwang die Beine in ruhiges Gehen, bis sie die Ecke des Anbaus erreicht hatten. Erst dort blieb sie wieder stehen, drückte die flache Hand gegen den Bauch und merkte, dass ihr schlecht war.

„Dreihundert Dukaten“, sagte sie.

„Vielleicht.“

„Es waren dreihundert.“

„Mag sein.“

„An einen phexnahen Läufer.“

„Auch das mag sein.“

Sie fuhr zu ihm herum. „Warum redet heute jeder in meiner Nähe, als gäbe es auf der Welt keine einfachen Wahrheiten mehr?“

Jorun sah sie lange an. Regen hing in seinem Bart. „Weil’s in Grangor kaum welche gibt.“

Serana lachte scharf auf. „Bequem. Das hilft sehr, wenn ein Mann gerade den Preis meines Hauses hinter meinem Rücken aushandelt.“

„Hat er das?“

„Was sonst?“

Jorun schwieg wieder. Es war diese vorsichtige Art alten Personals, die mehr Widerspruch in sich trug als offene Auflehnung. Gerade deshalb trieb sie Serana der Trotz noch heißer in den Körper.

„Er zahlt jemanden“, sagte sie. „Diskret. Phexnah. Mit genau der Summe, die man aufbringt, wenn man noch vor einem offenen Vertrag Dinge vorbereitet, die man später nicht erklären will.“

„Oder genau der Summe, die man aufbringt, wenn man verhindern will, dass einem etwas um die Ohren fliegt“, erwiderte Jorun.

Sie starrte ihn an.

Er hob die Hand, als wolle er die Worte gleich wieder einfangen. „Ich sag nicht, dass es so ist. Nur dass Männer mit Geld nicht immer fremde Häuser übernehmen wollen. Manchmal stopfen sie Löcher im eigenen.“

Serana hätte gerne zugegeben, dass der Satz traf. Stattdessen sagte sie kalt: „Und weil Ihr schon glaubt, dass reiche Männer nicht immer schlimme Absichten haben, soll ich jetzt dankbar werden?“

„Nein, Herrin. Nur nicht blind.“

Das war unklug von ihm. Unklug von ihr noch mehr, weil sie sofort biss.

„Blind bin ich seit Wochen nicht mehr.“

Jorun zog den Mund schmal. „Dann gut.“

Sie gingen den schmalen Durchgang zur Gasse hinunter. Das Pflaster war uneben, und Serana merkte erst nach einigen Schritten, dass sie viel zu schnell ging. Ihr Atem wurde kürzer. Das Mieder drückte. Der Niesel hatte sich zu feinem, anhaltendem Regen verdichtet, der die Luft schwer machte. Über ihnen zog eine Wäscheleine zwischen zwei Fassaden, Tropfen sammelten sich am Saum eines Leinentuchs und fielen auf ihre Schulter.

An der Mündung zur Gasse blieb Jorun stehen. „Soll ich Mira sagen, dass die Mehlsäcke heute später kommen?“

Serana brauchte einen Herzschlag, um zu verstehen, wovon er sprach. Der Betrieb. Immer noch da. Immer noch wartend. „Ja.“

„Und dem alten Herrn?“

„Nichts.“

„Serana—“

Sie fuhr herum, und nun war nicht nur Trotz in ihr, sondern der bittere Rest von Scham, weil sie wusste, wie unerquicklich persönlich ihr Zorn geworden war. „Nichts, habe ich gesagt. Nicht, bevor ich weiß, ob er mit einem zukünftigen Ehemann oder mit einem Gläubigerbettler zu tun hat.“

Jorun senkte den Blick. Nicht aus Unterwerfung. Aus Müdigkeit. „Wie Ihr meint.“

Er ging Richtung Fähren hinunter. Serana blieb einen Augenblick allein in der Gasse stehen. Ein Karren rumpelte vorbei, der Fahrer fluchte, weil ein Rad im Rinnstein hängen blieb. Von der Kanalöffnung her kam der Geruch nach Tang und Teer. Ein Hund schüttelte sich unter einem Vordach aus und spritzte Wasser gegen eine Tür.

Serana lehnte sich kurz mit dem Rücken gegen die feuchte Wand. Das Kalkweiß von ihren Fingern hatte Schlieren auf dem dunklen Stoff ihres Umhangs hinterlassen. Sie rieb darüber, nur damit ihre Hände etwas zu tun hatten. Es half nicht. Vor ihrem inneren Blick blieb das Bild: Leomars Beutel auf dem Wachstuch. Der phexnahe Mann. Die drei Goldstapel. Sein ruhiges Gesicht.

Sie konnte sich sogar ausmalen, wie er es erklären würde, falls sie fragte. Sachlich. Korrekt. Mit einem jener Sätze, die jeden Vorwurf klein und jeden Schmerz unvernünftig aussehen ließen.

Vielleicht war gerade das der Grund, warum die falsche Deutung so gut passte. Nicht weil sie sicher wahr war. Sondern weil sie die schmerzhaftere Möglichkeit in eine handhabbare Form zwang. Es war leichter zu glauben, er plane Zugriff auf ihren Betrieb, als sich einzugestehen, dass sie von einem Mann verletzt werden konnte, den sie kaum kannte und noch weniger kennen wollte.

Sie stieß sich von der Wand ab.

Als sie wieder auf den breiteren Weg Richtung Terra Ferma trat, hatte sich der Regen verstärkt. Menschen zogen die Köpfe ein, hielten Pakete unter Mäntel, eilten über die Brücken, als könnten sie Nässe verhandeln. Serana ging mitten hindurch und merkte kaum, dass ihre Hände noch immer kalt waren, während ihr Gesicht brannte.

Dreihundert Dukaten.

Für sie war die Sache damit klarer geworden.

Nicht wahrer. Nur klarer.

Und gerade, weil die Deutung so folgerichtig in ihre Wut passte, würde sie von nun an jeden Blick Leomars, jede Klausel, jede höfliche Hilfe in dasselbe Licht tauchen: nicht als Schutz, sondern als Vorbereitung einer heimlichen Übernahme.

Die Zahlung hätte ein anderer Brand sein können.

In ihr wurde sie Zunder.

Der Registerraum des Efferd-Tempels lag nicht in der prächtigen Front, die Besucher sahen, sondern dahinter, wo Frömmigkeit in Verwaltung überging. Das Salz der Stadt saß selbst hier in den Fugen. Die Luft roch nach altem Papier, Wachs, feuchtem Stein und jenem kühlen Hauch von Wasser, der aus den unteren Lagerräumen heraufzog. Hohe Regale standen bis fast unter die Balken, gefüllt mit Rollen, Ledermappen und Bündeln, die mit blauem Faden statt rotem gebunden waren. Auf einem Seitentisch trockneten zwei frisch beschriebene Blätter unter Glasgewichten. Nichts hier wirkte eilig. Gerade das machte den Raum gefährlich. Wer in Grangor zerstören wollte, musste nicht schreien. Es reichte, ein Papier nicht rechtzeitig zu finden.

Serana Valegian wartete seit einer halben Stunde.

Sie wusste das nicht, weil eine Uhr im Raum hing, sondern weil die kleine Kerbe im unteren Fensterrahmen inzwischen ganz vom wandernden Licht erreicht worden war und weil ihre Beine vom reglosen Stehen schwer wurden. Sie stand nicht, sie hielt Stellung. Vor dem breiten Schreibtisch aus dunklem Holz, hinter dem ein

jüngerer Tempelschreiber bereits zweimal höflich erklärt hatte, Herr Calveno Risskir sei „noch in einer anderen Sache gebunden“. Die Worte waren freundlich gewesen. Nur an der Art, wie der Schreiber die Feder dabei nicht aus der Hand legte, hatte Serana erkannt, dass er sie nicht für eine Person hielt, sondern für einen Vorgang.

Ihr Nacken war heiß. Die Feuchtigkeit des Weges klebte noch in den Haaren an ihrem Kragen. Unter den Schulterblättern sammelte sich Schweiß in einer dünnen, unangenehmen Spur, obwohl der Registerraum kühl war. Sie hatte den Umhang längst geöffnet, weil sie sonst das Gefühl gehabt hätte, keine Luft zu bekommen. Auf dem Tisch vor dem Schreiber lag ihr Gesuch um Verlängerung der Speicher- und Fährrechte, sauber zusammengelegt, daneben die Abschrift der letzten Entrichtung des Hafenzinses und zwei Transportbestätigungen, die sie sich am Morgen unter Mühe besorgt hatte. Ordentliche Papiere. Genügend, um jeden vernünftigen Menschen zu einem Gespräch zu veranlassen.

Gerade deshalb wusste sie inzwischen, dass Vernunft hier nicht das Problem war.

„Herrin Valegian“, sagte der Schreiber, ohne aufzusehen, „möchtet Ihr Euch setzen?“

„Nein.“

„Es könnte noch ein wenig dauern.“

„Dann wird mein Stehen seine Andacht nicht stören.“

Der Mann tat, als habe er den Tonfall nicht gehört. Geübte Amtsfrömmigkeit. Serana hätte ihn schütteln mögen.

Hinter einer halb geöffneten Seitentür raschelte Papier, dann Stimmen, zu leise, um Worte zu fassen. Die Tür schloss sich wieder. Serana blickte hin, zu scharf. Der Schreiber bemerkte es und senkte den Blick tiefer in sein Nebenregister.

Sie wusste inzwischen, wie solche Orte arbeiteten. Niemand sagte offen, Ihr seid hier unerwünscht. Niemand bekannte, dass er Euch warten ließ, weil Ihr vor drei Wochen einen Antrag zu schroff formuliert oder den falschen Mann nicht höflich genug begrüßt hattet. Es geschah einfach. Eine Verzögerung hier, ein Nachfragen dort, ein „leider noch nicht auffindbar“ im richtigen Moment. Formale Korrektheit war in Grangor eine Waffe für Leute, die keine Klinge tragen mussten.

Endlich öffnete sich die Seitentür.

Calveno Risskir trat ein, nicht groß, nicht eindrucksvoll, nicht einmal besonders alt. Genau der Typ Mann, den eine Stadt wie Grangor liebte: geschniegelt ohne Prunk, mit schmalen Gesicht, sauber gekämmtem dunklem Haar und dem Blick eines Menschen, der jedes Wort schon darauf prüfte, ob es später gegen ihn verwendet werden könnte. Seine Amtsschnur in Efferdblau hing gerade, die Fingernägel waren blank poliert, und an der linken Hand trug er einen einfachen Silberring ohne Stein. Kein Machtmensch auf den ersten Blick. Nur jemand, dessen Unterschrift Schiffe festhalten konnte.

„Herrin Valegian“, sagte er mit einem Anflug von Überraschung, der zu vollkommen war, um echt zu sein. „Ihr wartet.“

Serana lächelte nicht. „Seit geraumer Zeit.“

„Dann bitte ich um Nachsicht. Die Jahresrolle duldet keine Hast.“

„Mein Speichervertrag auch nicht.“

Das kleine Schweigen danach war nicht groß genug, um unhöflich zu wirken, nur genau lang genug, um zu markieren, dass er den Stoß bemerkt hatte. Calveno trat an den Schreibtisch, setzte sich erst, nachdem er seine Handschuhe ordentlich nebeneinandergelegt hatte, und deutete dann auf den Stuhl gegenüber.

Diesmal setzte Serana sich. Nicht aus Gehorsam. Weil ihre Knie bei aller Wut langsam weich wurden.

Er zog ihr Gesuch heran, sah zuerst nicht sie, sondern das Papier an, als sei sie nur die vorübergehende Stimme einer Akte. „Verlängerung der Speicher- und Fährrechte um sechs Monde“, murmelte er. „Wegen Übergangsbelastung im Familienbetrieb.“

„Wegen saisonaler Verzögerungen und krankheitsbedingter Umstellung der Leitung“, sagte Serana. „Die Unterlagen dazu liegen bei.“

„Hm.“

Er blätterte. Langsam. Zu langsam. Sein Finger blieb auf einer Zeile liegen, die sie längst kannte. Sie spürte, wie ihr Atem wieder kürzer wurde. Nicht vor Angst allein. Vor dem Zorn über diese absichtsvoll ruhige Arbeitsweise.

„Eure letzte Hafenzinsentrichtung“, sagte Calveno. „Teilweise. Nicht vollständig.“

„Die Restsumme wird innerhalb der Frist beglichen.“

„Innerhalb welcher Frist?“

Serana blinzelte. „Der üblichen.“

„Die übliche ist nicht immer die aktuelle.“

„Dann nennt mir die aktuelle.“

Er hob endlich den Blick. Seine Augen waren hell und unerquicklich freundlich. „Gerade deshalb sitzen wir doch hier.“

Sie hasste Menschen, die mit Höflichkeit drohten.

„Dann lasst uns das Gespräch nicht durch Zierrat verlängern.“

Am Nebentisch kratzte die Feder des Schreibers weiter über Papier. Serana wusste, dass er jedes lautere Wort hören konnte. Vielleicht interessierte ihn nichts davon. Vielleicht alles.

Calveno faltete die Hände. „Euer Haus hat in den letzten Monden mehrfach um Nachsicht gebeten. Einmal beim Hafenzins. Zweimal bei den Fährbestätigungen. Einmal bei einer Nachtragung zur Speicherliste.“

Nachtragung.

Das Wort fuhr ihr wie ein kalter Haken unter die Rippen. Nicht weil er den verborgenen Nachtrag meinte. Das konnte er nicht offen tun, nicht jetzt, nicht so. Aber schon die Nähe des Wortes reichte, um ihr den Mund trocken zu machen.

„Wir haben um verwaltungsübliche Beweglichkeit gebeten“, sagte sie.

„Ein schöner Ausdruck.“

„Ein zutreffender.“

„Möglich.“ Er legte das Blatt beiseite und nahm die Transportbestätigungen. „Und doch bleibt die Frage der Nutzbarkeit. Ein Recht ist in Grangor nicht bloß eine Bitte an das Wasser. Es setzt Zuverlässigkeit voraus.“

„Unser Speicher ist nutzbar.“

„Noch.“

Da war es. Kein offener Angriff. Nur dieses kleine Wort, das alles kippte.

Serana lehnte sich vor. „Wenn es an Unterlagen fehlt, nennt sie. Wenn eine weitere Zahlung verlangt wird, nennt sie. Wenn Ihr mir sagen wollt, dass mein Name Euch seit einiger Zeit nicht mehr behagt, dann sagt wenigstens das offen, damit wir beide Zeit sparen.“

Am Nebentisch stockte das Federkratzen kurz.

Calveno sah sie an, und zum ersten Mal riss die glatte Oberfläche ein wenig auf. Kein Zorn. Eher verletzte Eitelkeit. „Ihr haltet mich also für nachtragend.“

„Ich halte Euch für empfindlich.“

Das war unklug. Sie wusste es in dem Moment, in dem es ihren Mund verließ. Genau die Art von Satz, die ein Amtsträger nicht laut bestrafen musste, weil er ganz andere Mittel hatte.

Calvenos Gesicht wurde wieder still. Schlimmer still als zuvor. „Empfindlich“, wiederholte er. „Weil ich auf vollständige Unterlagen bestehe.“

„Weil Ihr mich seit Wochen von einer Stube in die nächste schickt.“

„Weil Ihr seit Wochen mit halben Bestätigungen und ganzen Forderungen auftrittet.“

Serana spürte, wie ihr Herz schneller schlug. Der Raum schien enger zu werden. „Ich trete mit einem funktionierenden Betrieb auf, dessen Boote täglich fahren.“

„Unregelmäßig.“

„Wegen Wind und Wasser.“

„Und wegen fehlender Bestätigungen.“

„Die Ihr zurückhaltet.“

Wieder dieses kleine Stocken am Nebentisch. Jetzt hörte man sogar, wie der Schreiber die Feder anhub und neu ansetzte.

Calveno Risskir legte die Hände auseinander, ganz ruhig. „Ich halte nichts zurück, das formal vollständig beantragt wurde.“

„Dann erklärt mir, warum mein Gesuch von vor neun Tagen noch immer ohne Antwort ist.“

„Weil ihm Belege fehlen.“

„Welche?“

Er griff in eine Seitenmappe, zog ein Blatt hervor und legte es vor sie. Nicht hinwerfend. Mit der bedächtigen Grausamkeit eines Mannes, der weiß, was es bedeutet, wenn man anderen Leuten ihre eigenen Lücken zeigt.

„Hier“, sagte er. „Widerspruch zwischen Eurer Speicherliste und der letzten Transportbestätigung vom Westanleger. Dazu eine Unklarheit bei der Zuordnung zweier Fährfahrten auf den fünften dieses Mondes. Außerdem—“

„Das sind Kleinigkeiten.“

„Für ein Privatkontor vielleicht. Nicht für ein Tempelregister.“

„Ihr wisst so gut wie ich, dass das berichtigt werden kann.“

„Gewiss.“ Er neigte leicht den Kopf. „Sobald es berichtigt ist.“

Serana spürte, dass ihr Atem flach und rasch ging. Sie zwang die Hand auf den Tisch, damit er nicht sah, wie die Finger zitterten. Zu spät vielleicht. Sein Blick streifte kurz dorthin.

„Herr Risskir“, sagte sie, und ihre Stimme war nun tiefer, beherrschter, gerade weil sie sich mühsam beherrschte. „Wenn mein Speicherrecht wegen solcher Verwaltungsnähte gefährdet wird, dann ist das keine Ordnung mehr, sondern eine Entscheidung.“

Er lächelte nicht. Aber etwas in seinem Mund tat, als kenne es das Bedürfnis. „Alles Amtliche ist eine Entscheidung. Die Frage ist nur, ob sie gut begründet ist.“

„Dann begründet sie.“

„Gerne. Euer Betrieb ist derzeit nicht so transparent, wie er für eine sechsmonatige Verlängerung sein müsste.“

Da war die Demütigung. Nicht laut, nicht grob. Nur als Sachsatz.

Serana spürte die Hitze bis in die Stirn steigen. „Transparent?“

„Ja.“

„Ihr nennt einen Betrieb mit offenen Listen, laufenden Fahrten und benannten Personen intransparent, weil zwei Fahrten falsch zugeordnet sind?“

„Nicht nur deswegen.“

Das traf sie so hart, dass sie für einen Moment nichts sagte. Nicht nur deswegen. Also doch mehr. Also doch etwas, das er nicht offen benannte. Sie dachte an die verborgene Vertragsklausel in ihrer Schublade und hasste, wie sehr ihr Körper sofort darauf reagierte: Magendruck, trockener Mund, eine dumme Kälte in den Händen.

„Was dann noch?“, fragte sie.

Calveno lehnte sich zurück. „Es gibt Unruhe um Euer Haus.“

„Um welches gibt es die nicht?“

„Nicht jede Unruhe ist gleich anschlussfähig.“

„Sprecht deutlicher.“

„Eine mögliche patrizische Verbindung wird verhandelt.“

Serana erstarrte. Natürlich wusste er es. In Grangor blieb nichts diskret, das zweimal über dieselbe Brücke ging.

„Möglicherweise“, fuhr er fort, „verändert eine solche Verbindung die Zuständigkeiten, Sicherheiten und Nutzungsfragen. Da ist Vorsicht geboten.“

„Vorsicht.“

„Ja.“

„Oder Ausnutzung des Moments.“

Seine Augen wurden kühler. „Ihr redet heute viel von schlechten Motiven.“

„Weil gute mir selten den Vormittag stehlen.“

Calveno schwieg einen Atemzug lang. Dann zog er ihr Gesuch in seine Seitenablage. „Ich werde die Prüfung fortsetzen. Sobald die Widersprüche bereinigt und die offenen Punkte ergänzt sind.“

„Bis wann?“

„Sobald es verantwortbar ist.“

„Das ist keine Frist.“

„Nein.“

Serana stand auf. Nicht so abrupt wie im Marktgericht, aber mit genug Spannung im Körper, dass der Stuhl hörbar über den Steinboden zog. Das Geräusch ging ihr selbst durch die Nerven. Sie merkte, wie heiß ihr Gesicht geworden war. Hinter ihnen hörte der Schreiber endgültig auf, seine Unbetheilgtheit zu spielen.

„Ihr lasst mich also mit einem halben Dutzend berichtiger Kleinigkeiten und vagen Gerüchten wieder gehen“, sagte sie. „Und nennt das Korrektheit.“

Calveno stand nicht auf. Das machte seine Ruhe noch demütigender. „Ich lasse Euch mit der Möglichkeit gehen, vollständige Unterlagen beizubringen. Das ist mehr als manche erhalten.“

„Welche Gnade.“

„In Eurem Ton hilft sie Euch kaum.“

Das war der Punkt, an dem sie ihm am liebsten das Blatt über den Tisch geworfen hätte. Nicht grob genug, um aus dem Tempel geworfen zu werden. Nur gerade so, dass sein sauberer Ring einmal gegen Holz schlug. Stattdessen griff sie nach ihren Papieren, zu schnell, und dabei glitt die obere Transportbestätigung vom Stapel und fiel ihr auf den Boden.

Das Geräusch war klein. Trotzdem brannte es ihr über das ganze Gesicht.

Sie bückte sich sofort. Zu schnell. Das Blut schoss ihr in den Kopf, und für einen schwindligen Augenblick sah sie nur die Kante des Schreibtischs, den Saum ihres Kleids und das weißliche Papier auf dem dunklen Stein. Als sie wieder hochkam, hatte Calveno die Hand halb gehoben, als wolle er helfen, und wieder

sinken lassen. Mitleid hätte sie in diesem Moment weniger gekränkt als diese unterlassene Höflichkeit.

„Ich werde die fehlenden Berichtigungen bringen“, sagte sie.

„Dann wird das Register sie prüfen.“

„Und bis dahin?“

Er legte den Kopf leicht schief. „Bis dahin bleibt die Bestätigung offen.“

Offen.

Wieder dieses Wort. In den letzten Tagen schien Grangor ihr nichts anderes mehr zu gönnen als offene Stellen, offene Fragen, offene Wunden.

„Natürlich“, sagte sie.

Sie wandte sich zur Tür. Der Schreiber am Nebentisch rückte unauffällig ein Blatt zurecht und tat angestrengt, als sei er in Zahlen versunken. Feigling, dachte sie. Oder vernünftig. Wahrscheinlich beides.

An der Tür hielt Calvenos Stimme sie noch einmal auf. „Herrin Valegian.“

Sie drehte sich nicht ganz um. Nur weit genug, um ihn aus dem Augenwinkel zu sehen.

„Ich rate Euch“, sagte er, „den Unterschied zwischen Druck und Beleidigung nicht länger zu verwechseln. Die Stadt hat auf das eine eher Geduld als auf das andere.“

Serana sah ihn an. „Und ich rate Euch, Macht nicht mit Wasser zu verwechseln, Herr Risskir. Nur weil sie überall hineinsickert, macht sie das noch nicht rein.“

Dann ging sie, bevor der Satz sie selbst noch dümmer machen konnte.

Erst auf dem Korridor merkte sie, dass ihre Hände zitterten. Nicht leicht. Richtig. Sie drückte die Papiere so fest an die Brust, dass die Kanten sich in den Stoff ihres Kleides zeichneten. Das Fenster am Ende des Gangs stand einen Spalt offen; von draußen kam der Geruch nach Regen und Hafen herein, kühl und salzig. Serana blieb danebenstehen, als brauche sie Luft. In Wahrheit brauchte sie nur einen Ort, an dem niemand sie ansah, während der Zorn sich in ihrem Körper wieder in etwas Tragbares verwandelte.

Calveno hatte ihr nichts verweigert.

Noch nicht.

Genau das machte es so wirksam. Ohne Bestätigung kein gesicherter Wareneingang. Ohne gesicherten Wareneingang keine erfüllbare Bedingung für irgendeine Kreditlinie. Ohne Kredit keine Abfederung der Frist. Nichts war entschieden, und gerade deshalb hing alles.

Als sie schließlich die Treppe hinabging, fühlten sich ihre Beine an, als gehörten sie nur unter Mühe zu ihr. Unten im Vorhof des Tempels standen zwei Matrosen vor einer Brunnenrinne und stritten über einen beschädigten Tauhaken. Ein Lieferjunge rannte mit einem verschnürten Bündel an ihr vorbei. Das Leben ging überall weiter, geschniegelt im Rhythmus der Stadt.

Serana zog den Umhang enger um die Schultern, obwohl ihr heiß war.

Grangor hatte sie wieder nicht mit Drama bestraft.

Sondern mit Verzögerung.

Und jeder weitere Tag, den Calveno Risskir ihr aus formaler Korrektheit stahl, machte aus den Papieren in ihrer Hand weniger eine Lösung als einen schwitzenden, müden Beweis dafür, dass ein Betrieb auch ohne offenes Verbot erwürgt werden konnte.

Der abgeschirmte Nebenraum im Haus des Handelsreisenden war kleiner als der vom ersten Abend, niedriger auch, und deshalb wirkte jede Bewegung darin sofort verbindlicher. Die Wände waren mit dunklem Holz verkleidet, das das Lampenlicht schluckte, statt es freundlich zurückzugeben. Auf dem Tisch zwischen den drei Stühlen lag diesmal kein einzelnes Pergament, sondern ein ordentliches Bündel: zwei mit schwarzer Kordel gebundene Blätter, ein kleiner Schuldschein ohne Namen auf der Außenseite, ein Sandstreuer aus Messing und ein schmaler Streifen grün gewachsenen Papiers, auf dem nur stand: neun Tage. Nun waren es noch sechs.

Serana Valegian blieb an der Tür stehen, ehe sie sich setzte. Nicht aus Vorsicht, sondern weil ihr Körper seit dem Gang aus dem Efferd-Tempel noch nicht wieder ganz ruhig geworden war. Die Begegnung mit Calveno Risskir hing ihr in den Schultern, als hätte sie dort Gewicht getragen. Dazu kam etwas anderes, Unangenehmeres: das Wissen, dass sie Leomar di Serris seit dem Hof des Gläubigers mit einem Bild im Kopf ansah, das sich dort festgesetzt hatte wie ein Splitter. Dreihundert Dukaten. Der phexnahe Mittelsmann. Die ruhige Geste seiner Hand.

Leomar war bereits da. Nicht geschniegelt wie vor Gericht, eher müde geschniegelt, als habe er Ordnung über Erschöpfung gezogen. Als sie eintrat, erhob er sich kurz. Die Förmlichkeit

machte alles schlimmer. Man konnte sich gegen offene Kälte besser schützen als gegen müde Beherrschung.

Thalia ter Broock saß schon am Tisch und drehte den Ring aus grauem Metall langsam zwischen zwei Fingern. Ihre Haltung hatte nichts Feierliches. Sie wirkte wie jemand, der eine Waage prüfte und noch nicht entschieden hatte, welche Seite sie schwerer machen wollte.

„Setzt Euch“, sagte sie. „Heute wird niemand durch Stehen glaubwürdiger.“

Serana nahm Platz. Der Stuhl war schmaler, als ihr lieb war. Das Holz drückte gegen ihren Rücken, und ihr Mieder saß seit dem langen Tag unerquicklich eng. Leomar setzte sich ihr gegenüber. Für einen flüchtigen, lächerlichen Augenblick sah sie nur seine Hände auf dem Tisch und musste daran denken, wie eine davon sich am Steg um ihren Arm geschlossen hatte. Sie zog die Finger in den Schoß zurück, ehe dieser Gedanke sich weiter in den Körper fressen konnte.

Thalia nahm das obere Blatt des Bündels. „Da der erste Vertragsstand offenbleibt und der Marktgerichtseintrag nur unter Vorbehalt ruht, schlage ich eine Zwischenordnung vor. Eine Brücke, keine Lösung. Wer sie für Rettung hält, hat nicht zugehört.“

„Welche Brücke?“, fragte Serana.

„Eine phexisch vermittelte Kreditbrücke über neun Tage.“ Thalia legte das Pergament flach. „Dreihundertfünfzig Dukaten sofort verfügbar über einen stillen Mittelsmann. Dazu Zusicherung, dass der aktuelle Streitpunkt im Marktgericht nicht aktiv weitergetragen wird, solange beide Seiten die Verhandlung nicht öffentlich beschädigen.“

Serana hob den Blick. „Still heißt in Grangor meist teuer.“

„Korrekt“, sagte Thalia.

Leomar fragte: „Zu welchen Gegenleistungen?“

„Endlich eine nützliche Frage.“ Thalia strich mit dem Fingernagel unter zwei Zeilen entlang. „Erstens: absolute Diskretion über die Quelle der Brücke. Zweitens: keine Weitergabe interner Informationen an Hausoberhäupter, Tempelbeamte oder sonstige interessierte Dritte, sofern diese Weitergabe nicht ausdrücklich abgestimmt wurde. Drittens: bei Bruch dieser Ruhe verfällt die Brücke sofort, und der Marktgerichtseintrag wird nicht länger stillgehalten, sondern beschleunigt.“

Serana spürte, wie sich etwas Kaltes in ihrem Bauch zusammenzog. Nicht wegen der Summe allein. Wegen der Art, wie sauber die Schlinge aussah.

„Das ist keine Brücke“, sagte sie. „Das ist ein Maulkorb mit Frist.“

„Ein brauchbarer Maulkorb“, erwiderte Thalia. „Ihr braucht keinen Trost, Frau Valegian. Ihr braucht Zeit.“

„Und was gewinnt Ihr dabei?“ Serana sah nicht die Vorsteherin, sondern Leomar an. „Oder vielmehr: was gewinnt er?“

Leomar hob langsam den Blick. Müdigkeit und Reiz lagen darin dicht nebeneinander. „Nicht alles ist gegen Euch gerichtet.“

„Nein? Dann erklärt mir, weshalb ausgerechnet jetzt diskrete Gelder und stille Mittelsmänner auftauchen.“

Er verstand sofort. Serana sah den Moment, in dem es hinter seiner Stirn einrastete. Nicht nur der Vorwurf. Auch der Ort, an dem sie ihn gesehen haben musste.

„Ihr wart im Hof“, sagte er.

Thalia bewegte den Kopf kaum merklich. „Welcher Hof?“

„Der eines Gläubigers“, antwortete Serana, bevor Leomar es verhindern konnte. „Dort, wo man mit phexnahen Läufern dreihundert Dukaten so diskret bewegt, dass eine Frau sich fragt, ob ihr zukünftiger Ehemann gerade ihre Rettung ordnet oder ihren Betrieb von hinten aufricht.“

Es war still danach. Sogar die Lampe schien kleiner zu brennen.

Leomars Kiefer arbeitete. Er sprach zunächst zu Thalia, nicht zu Serana. „Ihr beobachtet also meine Wege.“

„Ich beobachte Vorgänge, die meinen Namen bald mittragen sollen“, sagte Serana. „Und ich ziehe Schlüsse.“

„Schlechte“, sagte er.

„Praktische.“

Thalia lehnte sich zurück. Sie schien nicht erschrocken. Eher aufmerksamer. „Sehr schön. Dann haben wir wenigstens den Rohstoff offen auf dem Tisch. Misstrauen, gekränkt genug, um brauchbar zu sein.“ Sie legte den Ring ab. „Die Frage ist nur, ob Sie beide teuer genug denken können, um sich für neun Tage zusammenzureißen.“

Serana wandte sich zu ihr. „Und Ihr nennt das Zusammenreißen, wenn ich ein Modell unterschreiben soll, das mich von meinem eigenen Vater, vom Efferd-Tempel und vom Marktgericht fernhält?“

„Nein“, sagte Thalia. „Ich nenne es Überleben.“

Leomar sprach nun endlich direkt zu Serana. „Die Zahlung im Hof hatte nichts mit Eurem Betrieb zu tun.“

Sie lachte kurz auf, zu trocken. „Natürlich nicht.“

„Sie hatte es nicht.“

„Und ich soll das glauben, nachdem Ihr mir im Marktgericht eine Schutzklausel aufnötigen wolltet und am nächsten Tag einen Mittelsmann bezahlt?“

„Ich wollte Euch nichts aufnötigen. Ich wollte verhindern—“

Er brach ab. Zu spät. Serana bemerkte den Abbruch sofort. Ein Mann, der mitten im Satz innehielt, verriet mehr als einer, der ruhig log.

„Verhindern was?“, fragte sie scharf.

Seine Finger schlossen sich fester um die Tischkante. „Etwas, das uns beide später schädigen würde.“

„Wie rührend unbestimmt.“

„Weil ich nicht alles sagen kann.“

Da war er. Der Satz, den sie erwartet hatte und den sie dennoch hasste.

„Nein“, sagte Serana leise. „Das könnt Ihr nie.“

Sie wollte sitzen bleiben. Wirklich. Stattdessen schob sie den Stuhl zurück und stand auf. Nicht heftig. Nur abrupt genug, dass ihr Rock an der Lehne hängenblieb. Einen peinlichen Herzschlag lang zerrte der Stoff, bis sie ihn mit einer ungeschickten Bewegung freibekam. Ihr Gesicht wurde heiß. Sie hasste diese kleinen körperlichen Verrätereien fast so sehr wie die großen.

„Wenn ich schon schweigen soll“, sagte sie, „dann wenigstens nicht auf dieser Grundlage. Ihr wollt neun Tage Ruhe? Für wen? Für mich? Oder für die Zeit, in der Ihr mir ungestört den Boden unter den Füßen wegziehen könnt?“

Leomar erhob sich jetzt ebenfalls. Das war der Fehler. Hätte er sitzen bleiben sollen? Vielleicht. Nun stand er ihr gegenüber, und obwohl der Tisch noch zwischen ihnen war, war der Raum plötzlich zu klein.

„Serana, hört auf—“

„Nennt mich nicht so, wenn Ihr mir gleichzeitig nicht einmal einen halben ehrlichen Satz zugesteht.“

„Ihr verlangt Ehrlichkeit genau da, wo Ihr sie selbst verweigert.“

Das traf. Sie spürte es an der jähen Hitze im Nacken. Und weil es traf, biss sie zurück.

„Ich verweigere sie wenigstens nicht geschniegelt als Fürsorge.“

Thalia hob nicht die Stimme. Musste sie nicht. „Setzt Euch beide.“

Keiner tat es sofort.

Leomar atmete hörbar durch. „Die Brücke ist nicht gegen Euch. Ohne sie wird der Eintrag im Marktgericht in wenigen Tagen nicht mehr ruhig zu halten sein. Und ohne ruhigen Eintrag habt Ihr weder eine Chance bei Eurem Speicherrecht noch ich irgendeine Möglichkeit, mein Haus in dieser Sache noch weich zu halten.“

Serana blinzelte. „Weich zu halten?“ Sie schmeckte die Worte, und sie schmeckten nach Demütigung. „Also ist das hier doch vor allem ein Versuch, Euer Haus zu schonen.“

„Es ist ein Versuch, den Schaden zu begrenzen.“

„Für wen?“

„Für uns beide!“

Zum ersten Mal an diesem Abend wurde seine Stimme laut. Nicht sehr. Gerade genug, dass es im kleinen Raum sofort roh klang. Serana sah, wie er den Satz selbst erschrak, wie seine Schultern sich sofort spannten, als wolle er die Lautstärke zurück in den Körper zwingen. Aber er war gefallen.

Und sie war nicht besser.

„Ihr habt kein Recht, so zu sprechen“, fuhr sie ihn an. „Nicht nach all Euren Halbwahrheiten. Nicht nach Euren Zahlungen hinter Höfen. Nicht nach—“

Sie brach ab, weil ihr plötzlich die Luft knapp wurde. Nicht aus Sentimentalität. Aus Zorn. Aus Müdigkeit. Aus der unerquicklich nahen Erinnerung an seine Nähe auf dem Steg, die sich in solche Sätze mischte und ihnen die klare Schärfe nahm, die sie gerne gehabt hätte.

Thalia sah zwischen ihnen hin und her und sagte kühl: „Sehr gut. Da ist sie ja, die Wahrheit. Nicht die faktische. Die nützliche. Sie beide glauben inzwischen lieber das Beleidigendste übereinander, weil es einfacher ist, als die andere Möglichkeit zuzulassen.“

Serana wandte den Kopf nicht von Leomar ab. „Welche andere Möglichkeit?“

„Dass keiner von Ihnen gerade die Oberhand hat“, sagte Thalia.

Das saß. Mehr bei Leomar, wie Serana sah. Er stand da, aufrecht, geschneigelt, und plötzlich wirkte alles daran eher mühsam als überlegen. Ein Schatten von Bart an der Kinnlinie, den man nur

sah, wenn man zu nah hinsah. Eine Falte am Ärmel, als hätte er ihn einmal zu oft zurückgeschoben. Müdigkeit um die Augen. Kein Retter. Kein Sieger. Nur ein Mann, der versuchte, zu viele Fronten glatt wirken zu lassen.

Genau das machte ihn schwerer zu hassen.

Und das machte Serana wütender.

Thalia deutete auf das Pergament. „Die Brücke lautet so: dreihundertfünfzig Dukaten, verfügbar bis morgen Mittag. Der Marktgerichtsvorgang bleibt neun Tage in ruhigem Zustand. Die öffentliche Verkündung Ihrer Verbindung wird verschoben. Keine Seite nutzt in dieser Zeit institutionelle Hebel gegen die andere, soweit diese nicht zur unmittelbaren Schadensabwehr zwingend sind. Bei Informationsbruch oder öffentlicher Beschädigung verfällt die Brücke. Es ist ein schlechter Handel. Aber besser als der offene Einsturz.“

„Und wer trägt die Quelle?“, fragte Serana.

„Das ist gerade der Sinn von phexischer Vermittlung“, sagte Thalia. „Sie trägt niemand sichtbar.“

„Wie beruhigend.“

Leomar fuhr sich kurz mit zwei Fingern über die Stirn, als habe er für einen Moment vergessen, dass Thalia und Serana es sehen konnten. Dann sagte er: „Nehmt es an.“

Die Schlichtheit des Satzes empörte sie mehr als jede Argumentation.

„So also“, sagte sie. „Ihr bezahlt diskret, Ihr verschweigt offen, und dann sagt Ihr einfach: Nehmt es an.“

„Weil die Alternative schlechter ist.“

„Vielleicht für Euch.“

„Nein.“ Jetzt war seine Stimme wieder leiser, aber härter. „Auch für Euch. Und für Euren Betrieb.“

Das Letzte traf zu nah an ihre Scham. Sie reagierte so, wie sie immer reagierte, wenn Wahrheit nach Bevormundung klang.

„Ihr sprecht, als läge mein Betrieb bereits in Eurer Hand.“

„Nein“, sagte er. „Ich spreche, als läge er bereits zu nah am Rand.“

Die Worte standen still im Raum. Serana sah ihn an und wusste zugleich, dass er recht haben konnte und dass sie ihm diesen Satz trotzdem kaum verzeihen würde. Es war die schlimmste Sorte Verletzung: eine, die nicht ganz falsch war.

Sie setzte sich langsam wieder. Nicht aus Einsicht. Weil ihre Beine auf einmal unerquicklich weich geworden waren. Das Holz des Stuhls fing sie auf, und sie hasste, dass sich das fast wie Erleichterung anfühlte.

Thalia schob ihr das Pergament hin. „Unterschreiben müsst Ihr nicht. Ein Nicken reicht mir für die Vermittlung. Phex arbeitet ungerne mit Leuten, die später behaupten, der Stift habe sie betrogen.“

Serana blickte auf die Zeilen. Neun Tage. Dreihundertfünfzig Dukaten. ruhender Registereintrag. verschobene öffentliche Verkündung. Gegenleistungen bei Informationsbruch.

„Und wenn ich ablehne?“

„Dann“, sagte Thalia, „habt Ihr wenigstens die Würde, offen und pünktlich unterzugehen.“

Leomar schloss für einen Moment die Augen. Vielleicht weil der Satz zu hart war. Vielleicht weil er zu wahr war.

Serana befeuchtete ihre Lippen. Der Mund war trocken. „Und wenn ich zustimme, ohne zu glauben?“

„Dann seid Ihr bereits in einer Ehe näher, als Ihnen lieb sein sollte“, sagte Thalia.

Das war beinahe gemein genug, um ehrlich zu wirken.

Serana hob den Blick zu Leomar. Er hielt ihn aus. Kein Flehen. Kein Triumph. Nur ein unerquicklich stilles Warten. Plötzlich sah sie wieder den Hof vor sich, den Beutel, den Mittelsmann. Und gleichzeitig stand dieser Mann hier, müde und angespannt und offensichtlich nicht so sicher, wie er gern wirkte.

„Ich stimme nicht Euch zu“, sagte sie.

„Das war nicht gefragt“, erwiderte Thalia.

„Ich stimme der Frist zu“, sagte Serana und merkte, wie sehr allein dieser Satz sie erniedrigte. „Neun Tage. Nicht mehr.“

Leomars Schultern senkten sich kaum sichtbar. Es war kein Sieg, eher das Nachgeben einer Spannung, die zu lange gehalten worden war. Gerade das machte Serana bitter.

„Ich ebenfalls“, sagte er.

Thalia nickte, nahm das Pergament und schrieb mit schneller, schmaler Hand zwei Zeichen an den Rand. Kein voller Namenszug. Eine Markierung. Dann band sie die Blätter wieder mit schwarzer Kordel zusammen.

„Dann gilt es ab jetzt“, sagte sie. „Und weil ich Ihnen beiden misstrauere, sage ich es noch einmal deutlich: Jede Wahrheit, die Sie voreilig der falschen Stelle geben, kostet von nun an mehr.“

Serana hörte auf den Satz und spürte, wie er sich in ihr festsetzte. Nicht als Warnung. Als Last.

Leomar blieb noch stehen, als sie schon nach ihren Handschuhen griff. „Ihr solltet morgen nicht allein zu Risskir gehen“, sagte er.

Sie sah auf. „Da ist er wieder. Der Zugriff im Tonfall des Schutzes.“

„Nein.“ Er presste den Kiefer kurz zusammen. „Da ist Erfahrung.“

„Mit mir?“

„Mit Schäden.“

Thalia seufzte leise, fast amüsiert. „Gehen Sie beide, bevor aus neun Tagen acht werden, weil Sie sie schon im Vorraum vergeuden.“

Serana stand auf. Diesmal ohne Hängenbleiben. Wenigstens das. Als sie den ersten Handschuh anzog, riss die Naht an einem Finger leicht auf. Ein winziges, hässliches Geräusch. Sie starrte einen Moment lang darauf, auf diesen kleinen Schaden in feinem Leder, und dachte unerquicklich klar: So also fühlt sich diese ganze Verbindung an. Noch tragbar. Schon beschädigt.

Sie hob den Kopf. „Ich werde niemandem etwas schulden, das nicht benannt ist.“

Leomar antwortete nach einem halben Atemzug: „Das glaubt Ihr jetzt.“

Wieder traf er zu nah. Wieder hasste sie es.

Ohne Abschied ging sie zur Tür. Auf dem Gang war die Luft kühler, und doch fühlte sie sich an, als hätte jemand in dem kleinen Nebenraum alle Sauerstoffreste mit Verhandlungen ersetzt. Hinter ihr hörte sie Leomars Schritte nicht sofort. Vielleicht blieb er noch einen Augenblick bei Thalia. Vielleicht brauchte auch er eine Sekunde, um den Preis der scheinbaren Entlastung zu schlucken.

Neun Tage.

Es klang nach Aufschub. Es war in Wahrheit Verkürzung. Denn nun war jede offene Wahrheit an einen höheren Preis gebunden. Jeder spätere Bruch würde nicht bloß Gefühle kosten, sondern Geld, Registerruhe, Tempelfürsprache.

Sie hatte der Zwischenlösung zugestimmt.

Subjektiv fühlte sie sich für einen Augenblick fast wie Atem an.

Strukturell war sie nichts anderes als eine teurere Form der Fessel.

Das patrizische Banketthaus in Alt-Grangor lag an einem Seitenarm des großen Kanals, ein heller Steinbau mit drei beleuchteten Bogenfenstern zur Wasserseite hin. Schon im Vorraum roch es nach gewürztem Wein, poliertem Holz, heißem Wachs und dem schweren Duft teurer Speisen, die in silbernen Schalen die Runde machten, noch ehe jemand zugab, hungrig zu sein. Diener glitten lautlos über den Mosaikboden, nahmen Mäntel entgegen, reichten Tücher, sprachen Namen mit jener glatten Unverbindlichkeit aus, die deutlich machte, wer hier wirklich zählte und wer nur geduldet war.

Serana Valegian hätte am liebsten schon an der Schwelle umgedreht.

Nicht aus Feigheit, sagte sie sich. Aus Klugheit. Wer sich in einem Raum wusste, in dem jedes Lächeln Buchführung war, trat besser nur ein, wenn er wusste, dass sein Kleid, seine Begleitung und seine Kreditwürdigkeit keine Lücke zeigten. An diesem Abend fühlte sie sich in jeder dieser Fragen gefährdet. Das Kleid aus dunkelgrünem Wollstoff war gut gearbeitet, aber nicht neu; an einer Innennarbe des Ärmels spannte es, weil Mira es am Nachmittag noch hatte enger fassen müssen. Der Haarkamm saß ordentlich, doch Serana spürte seit einer halben Stunde, dass sich eine Strähne im Nacken gelöst hatte. Vor allem aber war da dieses Wissen unter ihrer Brust, unerquicklich schwer: Neun Tage phexische Ruhe, achtzehn Tage Frist, ein Registerbeamter, der sich Zeit ließ, und ein Mann neben ihr, mit dem sie einen Vertrag verhandelte, dem sie aber seit der Zahlung im Hof kaum noch ohne Misstrauen ins Gesicht sehen konnte.

Leomar di Serris bot ihr am Eingang den Arm an. Ganz korrekt. Ganz öffentlich. Serana zögerte einen Augenblick zu lang, ehe sie ihn annahm. Sein Ärmel war fest unter ihrer Hand, die Haltung geschniegelt und tadellos, und trotzdem spürte sie, dass auch er nicht ganz entspannt war. Die Muskeln in seinem Unterarm standen zu straff unter dem Stoff. Wer es nicht wusste, hätte nur Selbstsicherheit gesehen. Serana wusste inzwischen, wie sich seine Kontrolle anfühlte, wenn sie Arbeit war.

„Ihr müsst nicht aussehen, als führte man Euch zur Pfändung“, murmelte er, ohne den Mund merklich zu bewegen.

„Und Ihr müsst nicht klingen, als hättet Ihr mich bereits ersteigert.“

Sein Arm spannte sich einen Hauch fester. „Heute Abend nicht.“

„Ach. An anderen vielleicht?“

Er antwortete nicht. Der Diener vor ihnen nannte ihre Namen bereits dem Saalmeister, und der Ton, in dem „Herr Leomar di Serris“ gesprochen wurde, unterschied sich unerquicklich deutlich von dem nachgereichten „Frau Serana Valegian“. Nicht grob. Nur mit jener kleinen Verzögerung, die Stand hörbar machte.

Im Saal war alles Licht und Beobachtung. Goldene Lampen spiegelten sich in den Fensterscheiben, Tischplatten glänzten wie stilles Wasser, und an der langen Tafel saßen Männer und Frauen in Farben, die nach Vermögen aussahen: tiefes Blau, schweres Rot, silbergraue Seide, ein Gelbton, für den man nicht bloß Stoff, sondern Sicherheit brauchte. Namen wurden ausgetauscht, Warenpreise neben Anekdoten gelegt, und hinter jedem freundlichen Neigen des Kopfes stand die Frage, was sich daraus gewinnen ließ.

Dario di Serris stand bereits nahe der Mitte des Saals, im Gespräch mit zwei älteren Männern, deren Gesichter so geschmiegelt wirkten, als seien selbst ihre Stirnfalten vertraglich geregelt. Als er Leomar und Serana sah, glitt sein Blick zuerst über die Haltung seines Neffen, dann über Seranas Kleid, ihren Haarkamm, ihre Schultern, ihre Ruhe. Eine Bestandsaufnahme. Kein Mensch, sondern ein zusätzlicher Posten in einer Rechnung.

„Da seid ihr endlich“, sagte er.

Serana spürte, wie Leomar neben ihr den Atem einmal tiefer nahm. „Wir sind nicht spät.“

„Nicht nach der Uhr.“ Dario wandte sich den beiden älteren Herren zu. „Darf ich vorstellen: Herr Calvisio Berlinghan, dessen Wort bei Kornimporten mehr wiegt als mancher Ratsbeschluss,

und Herr Omero paligan, dessen Gedächtnis für säumige Zahler Legenden nährt.“

Die Männer neigten die Köpfe. Calvisio Berlinghan war rosig und geschniegelt bis in die Fingerspitzen, mit einem Lächeln, das keinen Augenblick Wärme verlor, weil es nie welche besessen hatte. Omero Paligan dagegen war so trocken, dass man bei ihm an Pergament dachte. Seine Augen ruhten einen Augenblick länger auf Serana, und sie wusste sofort, dass dieser Mann aus kleinen Zögerern ganze Geschichten baute.

„Frau Vlegian“, sagte Calvisio. „Man hört, Ihr seid die tüchtigere Hälfte Eures Hauses.“

„Dann hoffe ich, man hört in Euren Kreisen nicht nur Bosheit“, erwiderte Serana.

Das war gut. Vielleicht zu gut. Für einen Moment glitt so etwas wie Interesse über sein Gesicht.

„Bosheit?“ Calvisio lächelte. „Nein, nein. Nur Bewunderung. Es ist immer erquicklich, wenn eine Tochter mehr Sinn für Zahlen zeigt als ein fiebernder Vater für die eigene Bettdecke.“

Leomar sagte sofort: „Herr Berlinghan.“

Nur der Name. Eine Warnung. Serana spürte, wie ihr Gesicht heiß wurde. Nicht wegen der Erwähnung ihres Vaters allein. Wegen der Tatsache, dass alle hier sie so mühelos in ein Bild zwängten: tüchtig, aber bedrängt; brauchbar, aber nicht ebenbürtig.

„Ihr seid gut informiert“, sagte sie.

„In dieser Stadt?“ Omero Paligan hob den Kelch. „Man wäre töricht, es nicht zu sein.“

Sie wurden an die Tafel geführt. Serana hätte gern irgendwo am Rand gesessen, wo Blicke weniger Gewicht hatten. Stattdessen wies der Saalmeister ihr einen Platz zwischen Leomar und einer Kaufherrin mit bleichem Gesicht und sehr schöner Perlenreihe zu, die ihren Namen so leise nannte, dass Serana ihn gleich wieder verlor. Gegenüber saß Calvisio. Schräg entfernt Dario. Ein Kreis von Menschen, die aßen, lächelten und dabei rechneten.

Die ersten Gänge kamen und gingen. Geräucherter Fisch, in Kräutern gewendete Bohnen, kleine Pasteten, deren Teig so fein war, dass Serana das Essen beinahe übelnahm. Sie brachte kaum mehr als zwei Bissen hinunter. Ihr Magen war zu eng, der Mund zu trocken. Als ein Diener ihr Wein nachschenken wollte, hob sie die Hand zu rasch und stieß beinahe gegen den Kelch. Nur Leomars Hand am Fuß des Bechers verhinderte, dass der rote Wein über das Tuch lief. Sein Griff war schnell, sicher, unerquicklich vertraut.

„Langsamer“, murmelte er.

Sie zog die Hand zurück. „Ich brauche keine Anleitung.“

„Dann hört auf, Euch wie eine offene Flamme zu bewegen.“

Das war leise genug, dass niemand sonst es hören konnte. Gerade deshalb traf es. Weil es klang, als spreche er nicht mit einer Partnerin, sondern mit einem Risiko.

Serana wandte den Kopf ab. Gegenüber hatte Calvisio das kleine Beinahe-Unglück sehr wohl gesehen. Sein Lächeln wurde eine Spur zufriedener.

Als die Gespräche allmählich von Schiffsladungen zu Heiratsverbindungen glitten – wie sie es in Grangor mit widerwärtiger Natürlichkeit taten –, legte Omero Paligan den Kopf leicht schief und sagte in die Runde: „Man hört, Haus di

Serris denkt neuerdings über Verbindungen jenseits des alten patrizischen Kreises nach. Eine interessante Bewegung. Fast modern.“

Da war es. Keine direkte Spitze. Nur ein sauber hinggelegter Haken.

Dario lächelte mit Lippen, nicht mit Augen. „Haus di Serris denkt nie unüberlegt, Herr Paligan.“

„Davon bin ich überzeugt.“ Omero sah zu Serana. „Und doch fragt man sich, wie tragfähig eine Verbindung ist, wenn die wirtschaftliche Lage der einen Seite... sagen wir ... noch in Bewegung ist.“

Die Kaufherrin neben Serana hob den Kelch an die Lippen, um ihr Interesse zu verbergen. Schräg hinten verstummte ein anderes Gespräch für einen halben Atemzug. Das reichte. Der Saal hörte.

Serana spürte, wie ihr Puls in die Kehle stieg. Leomar legte den Besteckgriff hin, sehr ordentlich. Zu ordentlich.

„Die wirtschaftliche Lage jedes Hauses ist in Bewegung“, sagte er. „Sonst gäbe es keinen Handel.“

„Natürlich.“ Calvisio Berlinghan lächelte mild. „Nur manche Bewegungen laufen aufwärts, andere gegen den Kai.“

Ein paar Leute lachten. Nicht laut. Schlimmer: gezügelt.

Serana hätte schweigen können. Hätte Leomar das Feld überlassen können. Hätte verstanden, dass genau das von ihr erwartet wurde und dass man kluge Frauen in solchen Räumen oft daran erkannte, dass sie zur rechten Zeit still wurden.

Stattdessen sagte sie: „Wenn Ihr meinen Speicher meint, Herr Berlinghan, dann sprecht doch bitte klar. Das Wasser in Grangor ist tief genug; Ihr müsst nicht auch noch im Satz schwimmen.“

Leomars Kopf fuhr zu ihr herum. Zu schnell. Darios Blick wurde hart.

Calvisio lächelte breiter. Er hatte sie genau dort, wo er sie haben wollte: sichtbar gereizt. „Dann spreche ich klar. Es würde manche von uns beruhigen zu wissen, dass eine mögliche Verbindung mit Haus di Serris nicht bloß dem Aufschub drängender Verbindlichkeiten dient.“

Da war sie. Die Demütigung, geschniegelt serviert.

Serana spürte, wie ihr Nacken brannte. Ihr Rücken war plötzlich nass unter dem Kleid. „Und es würde mich beruhigen“, sagte sie, „zu wissen, dass in diesem Kreis Kreditwürdigkeit noch anhand von Unterlagen geprüft wird und nicht anhand von Lust an Gerüchten.“

Omero hob die Brauen. Die Kaufherrin neben ihr ließ den Kelch sinken. Jemand zwei Plätze weiter räusperte sich. Halb der Saal tat nun wenigstens so, als höre er nicht zu. Die andere Hälfte hörte umso genauer.

Dario sagte kühl: „Serana.“

Nicht Frau Valegian. Nicht freundlich. Es war der Ton, mit dem man Hunde aus dem Laufweg rief.

Leomar griff unter dem Tisch nach ihrem Handgelenk. Nicht fest. Gerade genug, dass sie innehielt. Die Berührung machte alles schlimmer. Sie entzog ihm die Hand sofort, zu schnell, und stieß dabei mit dem Messergriff gegen den Teller. Ein peinlich heller Klang.

„Lasst das“, zischte sie.

„Dann schweigt“, gab er ebenso leise zurück.

Da war sie, die eigentliche Wunde. Nicht der Gastgeber, nicht die Herren Berlinghan und Paligan. Sondern dass Leomar in diesem Moment nicht zu ihr, sondern gegen sie sprach. Strategisch verständlich. Sozial vernichtend.

Serana hob das Kinn. „Nein.“

Calvisio lächelte, als hätte er soeben eine Ware auf Echtheit geprüft und das gewünschte Klirren gehört. „Niemand will Euch beleidigen, Frau Valegian. Wir wägen nur Risiken. Eine Verbindung ist schließlich auch für Haus di Serris mehr als—“

„Ein Almosen?“, unterbrach Serana.

Stille. Richtige diesmal.

Omero Paligan betrachtete sie mit fast milder Neugier, wie einen Schaden, den man später brauchbar erzählen konnte.

Leomar sagte mit einer Ruhe, die nun endgültig weh tat: „Niemand hier spricht von Almosen.“

„Nein?“ Serana lachte atemlos. „Wovon denn dann? Davon, ob ich meine Familie mitbringe wie eine nasse Schuld an Euren Tisch?“

„Serana.“ Diesmal klang sein Ton nicht warnend, sondern hart. „Genug.“

„Warum? Weil ich laut mache, was Ihr alle geschniegelt meint?“

Dario legte das Tuch neben seinen Teller. Das kleine, glatte Geräusch war wie ein Urteil. „Haus di Serris wird sich nicht in eine Szene zwingen lassen.“

Nicht wir. Nicht du. Das Haus. Serana sah es, hörte es, spürte gleichzeitig, wie ihr Herz gegen die Rippen schlug, als wolle es ihr den Brustkorb sprengen.

Leomar wandte sich den anderen zu. Genau das war der Moment, in dem alles kippte.

„Frau Valegian steht unter erheblichem familiärem Druck“, sagte er kühl. „Ich bitte darum, eine unbedachte Reaktion nicht als Maßstab für die Sachlage zu nehmen.“

Der Satz war klug. Elegant. Schützend gemeint vielleicht. In Seranas Ohren war er ein Dolch.

Frau Valegian. Unbedachte Reaktion. Nicht als Maßstab.

Er hatte sie nicht verteidigt. Er hatte sie eingeordnet.

Die Kaufherrin neben ihr senkte den Blick. Nicht aus Rücksicht. Aus peinlicher Erleichterung, dass die Sache nun benannt war und sie selbst nichts sagen musste. Calvisio lehnte sich zurück, geschniegelt zufrieden. Omero Paligan nippte an seinem Wein, als koste er bereits das spätere Gerücht.

Serana spürte, wie ihr die Kehle eng wurde. Nicht vor Tränen. Vor jener Form von Wut, die so heiß ist, dass sie den Körper zuerst kalt macht.

„Eine unbedachte Reaktion“, wiederholte sie leise.

Leomar drehte den Kopf zu ihr. Vielleicht merkte er jetzt erst, wie es geklungen hatte. Zu spät.

„So habe ich es nicht gemeint.“

„Aber gesagt.“

„Serana—“

„Nein.“ Sie stand auf. Der Stuhl stieß gegen den Boden, hart genug, dass zwei Gespräche am anderen Ende des Tisches endgültig abbrachen. „Sagt nichts mehr. Nicht, wenn Ihr es vorzieht, mich vor Euren Leuten zu verwalten, statt mir beizustehen.“

Dario erhob sich halb. „Setzt Euch.“

Sie sah ihn an. Zum ersten Mal ohne jede Höflichkeitsreste. „Ich gehöre nicht zu Eurem Haus, Herr di Serris. Ihr könnt mir keinen Sitzplatz befehlen.“

Leomar stand nun ebenfalls. Zu spät schon wieder. „Serana, bitte.“

Dieses bitte hätte sie vor drei Minuten vielleicht noch gehalten. Jetzt klang es nur wie Schadensbegrenzung.

„Nein“, sagte sie. Nicht laut. Gerade deshalb hörte der Saal es.

Sie griff nach ihren Handschuhen. Einer glitt ihr aus der Hand und fiel zu Boden. Wieder dieses lächerliche, verräterische Versagen des Körpers. Für einen entsetzlichen Moment überlegte sie, ihn liegenzulassen. Dann bückte sie sich doch. Das Blut schoss ihr ins Gesicht, das Kleid spannte an der Taille, und als sie wieder hochkam, wusste sie, dass jeder am Tisch diese kleine Peinlichkeit gesehen hatte und sie später mit der großen verknüpfen würde.

Niemand half ihr.

Das war vielleicht das Ehrlichste an diesem Abend.

Serana wandte sich ab und ging. Nicht hastig, obwohl ihre Knie unerquicklich weich waren. Der Saalmeister trat einen Schritt aus dem Weg. Ein Diener hielt die Tür auf und sah mit jener vollkommenen Dienermiene geradeaus, die schon alles wusste

und nichts behalten sollte. Hinter ihr setzte das Stimmengewirr nicht sofort wieder ein. Es brauchte einen Atemzug, vielleicht zwei. Dann begann es neu, gedämpfter, süßer, gefährlicher.

Im Vorraum traf sie die kalte Luft wie ein Schlag. Erst dort merkte sie, dass ihre Hände zitterten. Sie zog die Handschuhe so hastig an, dass der rechte Finger erst beim zweiten Versuch richtig saß. Dann hörte sie Schritte hinter sich.

Leomar.

Natürlich.

„Serana.“

Sie blieb stehen, drehte sich aber nicht sofort um. Ihre Brust hob und senkte sich zu schnell. Unter dem Kleid klebte ihr der Stoff am Rücken.

„Geht zurück“, sagte sie.

„Nein.“

Sie lachte einmal auf, ohne jede Freude. „Nun zeigt sich Euer Mut also im Korridor.“

Als sie sich umwandte, sah sie, dass auch er nicht unberührt war. Die Ruhe um seinen Mund war zu hart, die Farbe aus seinem Gesicht gewichen. Aber er stand noch immer geschniegelt genug da, um wie der Vernünftige zu wirken. Genau das machte sie krank.

„Ich wollte die Sache beruhigen“, sagte er.

„Indem Ihr mich vorführt.“

„Indem ich verhindere, dass Berlinghan und Paligan Euch zerreißen.“

„Sie mussten es nicht mehr. Ihr habt es für sie getan.“

Er fuhr sich mit zwei Fingern über den Nasenrücken, kurz, als koste allein das Gespräch Kraft. „Das ist unfair.“

„Und wahr.“

„Nein. Ich habe versucht, den Eindruck zu entschärfen.“

„Welchen Eindruck? Dass ich arm bin? Dass mein Vater krank ist? Dass Euer Haus mich nur erträgt, solange ich still genug dankbar bleibe?“

„Hört auf, mir Dinge in den Mund zu legen.“

„Hört auf, sie mit höflicherem Satzbau zu sagen.“

Sie standen jetzt zu nah im Vorraum, wo die Wachslichter an den Wänden hingen und die Geräusche des Saals nur gedämpft herüberdrangen. Zwischen ihnen roch es nach Wein, kalter Luft und der heißen Scham, die sie beide mitgebracht hatten.

Leomar sagte leiser: „Ihr habt Euch provozieren lassen.“

Serana starrte ihn an. „Das ist Eure Lehre aus diesem Abend?“

„Nein. Meine Lehre ist, dass Ihr in einem Raum voller Feinde nicht zwischen Angriff und Falle unterscheidet.“

„Und meine ist, dass Ihr in einem Raum voller Eurer Leute zuerst ihre Bequemlichkeit schützt.“

Das traf. Sie sah, wie er den Satz einsteckte. Vielleicht weil etwas daran stimmte. Vielleicht auch nur, weil er wusste, dass es für sie stimmte.

„Es war nicht gegen Euch“, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Das Schlimmste ist, dass ich Euch glaube, dass Ihr das tatsächlich denkt.“

Er schwieg.

Drinne ging eine Tür auf, Gelächter schwoll kurz auf und verstarb wieder. Irgendjemand nannte Dario di Serris' Namen. Die Welt machte weiter, geschniegelt wie immer.

Leomar setzte an: „Serana, ich—“

„Nein.“ Jetzt war ihre Stimme brüchiger, und sie hasste sich dafür. „Spart es Euch. Ihr wollt glätten. Immer nur glätten. Dabei merkt Ihr nicht einmal, wann Eure Glätte wie Verachtung klingt.“

Sie ging an ihm vorbei, dicht genug, dass ihr Ärmel seinen Rock streifte. Nicht absichtlich. Vielleicht doch. Draußen auf den Stufen des Banketthauses traf die Nachtluft sie kühl und feucht. Unter ihr lag der Kanal wie schwarzes Glas. Hinter den Fenstern leuchtete das Bankett weiter, als wäre drinnen nichts geschehen, das man nicht später bei Wein noch angenehmer verformen könnte.

Im Saal würden nun Namen sinken. Wohlwollen ebenso. Nicht durch einen Beschluss. Durch Blicke, kleine Pausen, fehlende Nachfragen.

Und drinnen, das wusste Serana, würde Dario di Serris bereits entscheiden, dass sie nicht nur bedrängt, sondern gefährlich war.

Die Demütigung hatte mehr gekostet als einen Abend.

Sie hatte den Verhandlungskreis verändert.

Hinter dem Banketthaus führte eine schmale Steintreppe hinunter zu einem kleinen Kanalanleger, den man tagsüber für Lieferkörbe und diskrete Abfahrten nutzte. Um diese Stunde lag dort nur ein einziges Boot im schwarzen Wasser, lose vertäut, und die nassen Pfähle glänzten im Licht einer halbverdeckten Laterne. Aus den hohen Fenstern über dem Anleger fiel gedämpfter Schein auf die Stufen, gerade genug, um Gesichter zu erkennen und Fehler nicht zu übersehen. Von drinnen drang das Bankett nur noch als fernes Murmeln herab, gelegentlich durchbrochen von einem Lachen, das zu spät kam, um unschuldig zu sein.

Serana Valegian hatte die Hand schon am unteren Geländer, als sie merkte, dass sie nicht weiterwusste. Nicht im großen Sinn. Nur mit dem nächsten Schritt. Die Nachtluft war kühl, doch unter dem Kleid stand ihr die Hitze noch immer am Rücken. Ihr Herz hatte sich vom Saal her nicht beruhigt; es schlug hoch und unerquicklich hart, als müsse es die Demütigung weiter gegen ihre Rippen treiben, damit sie ja nicht aus Versehen weicher wurde. Sie zog die Handschuhe von den Fingern, einen nach dem anderen, zu hastig, und stopfte sie in die Manteltasche, weil sie den Stoff an den Händen plötzlich nicht mehr ertrug.

Schritte auf der Treppe.

Nicht der gemessene Tritt eines Dieners. Nicht das breitere Stampfen eines Lastträgers. Sie wusste schon vor dem Umdrehen, wer ihr gefolgt war.

Leomar di Serris kam die letzten Stufen hinunter und blieb zwei Absätze über ihr stehen, als wolle er sich selbst Zeit geben, den richtigen Abstand zu finden. Er hatte den Rock nicht geöffnet, obwohl er offenbar zu schnell gegangen war; sein Atem hob die Brust merklich schneller, als es zu seiner sonstigen Beherrschung passte. Das Licht von oben strich schräg über sein Gesicht und machte die Härte darin deutlicher, aber auch die Müdigkeit. Er

sah nicht geschniegelt aus. Eher so, als habe der Abend endlich begonnen, ihm in den Knochen zu sitzen.

„Geht zurück“, sagte Serana noch einmal.

„Nein.“

„Dann lernt Ihr wenig.“

Er stieg die letzten Stufen herab. Jetzt standen sie auf derselben Plattform, dicht vor dem schwarzen Kanalwasser, mit dem Boot unten an den Pfählen und dem Licht der Fenster wie ein fremdes Fest über ihren Köpfen. Serana hasste, wie schnell ihr Körper auf seine Nähe reagierte. Nicht weich. Nur sofort wach. Ihr Atem wurde flacher, und die Haut an ihrem Nacken schien plötzlich jede Bewegung der Luft einzeln zu spüren.

„Ich hätte es anders sagen sollen“, sagte er.

Sie lachte kurz auf, fast ohne Stimme. „Das ist alles?“

„Nein.“

„Es klingt aber sehr nach allem.“

Er fuhr sich mit einer Hand über den Mund, ließ sie wieder sinken. „Ich wollte Euch dort oben nicht kleinmachen.“

„Ihr habt es trotzdem getan.“

„Um Euch zu schützen.“

Der Satz fiel, und noch im Fallen musste er merken, wie falsch er klang. Serana sah es an seinem Gesicht. Gerade deshalb tat es nicht weniger weh.

„Da“, sagte sie leise. „Wieder. Genau das. Immer dieses Wort, als wäre ich ein Schaden, den man ordentlich verpacken muss.“

„Ihr wart nicht ordentlich zu verpacken.“

„Ach, verzeiht. Dann habe ich Eure Arbeit unnötig erschwert?“

Er presste die Lippen aufeinander. Für einen Augenblick dachte sie, er würde aufgeben. Stattdessen stieg auch in ihm etwas hoch, das mit Glätten nichts mehr zu tun hatte.

„Ja“, sagte er. „Habt Ihr.“

Stille.

Das Wasser schlug unten gegen die Steinstufe. Das Boot stieß leise gegen den Pfahl. Von oben drang wieder Gelächter herab, viel zu fröhlich für das, was hier unten zwischen ihnen stand.

Serana merkte, wie ihr Gesicht heiß wurde. „Dann seid doch ehrlich genug, es auch so zu nennen: Ich war Euch peinlich.“

„Ihr wart mir nicht peinlich.“

„Nein?“

„Ihr wart unberechenbar.“

Der Satz traf fast härter. Peinlichkeit war oberflächlich. Unberechenbarkeit war ein Makel, den Männer wie er nie vergaßen.

„Und Ihr“, sagte sie, „wart geschniegelt genug, mich vor versammeltem Tisch wie eine überhitzte Verwandte zu behandeln, die man mit einem kühlen Satz wieder einordnet.“

„Weil Berlinghan und Paligan genau darauf gewartet haben, dass Ihr ihnen noch mehr liefert.“

„Und also habt Ihr geliefert. Nur eben selbst.“

Er nahm einen scharfen Atemzug. „Was hätte ich denn tun sollen? Mit Euch gemeinsam gegen den ganzen Tisch anspringen?“

„Ihr hättet mir beistehen können.“

„Ich habe versucht, den Schaden zu begrenzen!“

Seine Stimme war jetzt lauter, als sie auf diesem kleinen Anleger sein durfte. Nicht schreiend. Aber hart. Roh genug, dass das Wort Schaden in der Luft blieb wie ein Schlag.

Serana starrte ihn an. Dann nickte sie einmal. Langsam. „Da ist es wenigstens.“

„So war das nicht—“

„Doch. Genau so.“

Sie wollte an ihm vorbei die Treppe hinauf. Er trat nicht absichtlich in den Weg; es war eher die dumme, reflexhafte Bewegung eines Mannes, der eine Frau nicht mit diesem Satz im Rücken gehen lassen wollte. Gerade deshalb standen sie auf einmal zu dicht voreinander. Seranas Schulter streifte seinen Ärmel. Der Stoff ihres Kleides hing noch immer unangenehm warm an ihrem Rücken, und wo sein Rock sie berührte, schien ihr Körper die Berührung mit beleidigender Genauigkeit wahrzunehmen.

„Lasst mich durch“, sagte sie.

„Erst wenn Ihr aufhört, alles gegen Euch zu drehen.“

Sie blinzelte. „Alles?“ Ihre Stimme kippte in etwas Atemloses. „Ihr nennt mich vor halb Alt-Grangor unbedacht, verwaltet meinen Zorn wie eine lästige Buchung, sprecht von Schaden, und ich drehe alles gegen mich?“

„Weil Ihr euch aufführt, als wäre jede Form von Ordnung eine Demütigung!“

„Und Ihr führt Euch auf, als wäre jede Form von Gefühl ein Betriebsunfall!“

Jetzt standen die Sätze nackt zwischen ihnen. Keine Höflichkeit mehr, kein Marktgericht, kein Tempelton. Nur rohe Wahrheit, zu spät und zu scharf.

Leomars Blick fiel kurz auf ihren Mund, vielleicht nur, weil sie gerade atmete, als müsse sie jeden Satz aus der Brust reißen. Vielleicht aus etwas anderem. Serana bemerkte es. Natürlich bemerkte sie es. Die Erkenntnis lief ihr wie ein heißer, verhasster Zug durch den Körper.

„Ihr seid unmöglich“, sagte er leise.

„Und Ihr seid feige.“

Er zuckte zurück, als hätte sie ihn berührt. „Feige?“

„Ja. Weil Ihr lieber einen Raum gegen mich ordnet, als einmal vor mir zu stehen.“

„Ich stehe hier.“

„Jetzt. Hier unten. Wo keiner Eures Hauses zuhört.“

„Ihr glaubt wirklich, alles drehe sich nur darum, wie ich vor meinem Haus aussehe.“

„Tut es das nicht?“

Er antwortete nicht sofort. Genau dieses Schweigen verriet genug.

Serana spürte plötzlich die ganze Müdigkeit des Abends in den Knien. Die Demütigung, die Anspannung, das ewige Gegenhalten, die Blicke am Tisch, Darios kaltes Gesicht, Leomars noch kälterer Satz. Alles lag ihr jetzt im Körper, nicht mehr im Kopf. Sie presste zwei Finger gegen die Schläfe, weil sie für einen Augenblick wirklich dachte, sie könnte entweder weinen oder ihm ins Gesicht fahren. Beides hätte sie sich nie verziehen.

„Ihr hättet mich nicht mitbringen sollen“, sagte sie.

„Das ist Unsinn.“

„Nein.“ Sie ließ die Hand sinken. „Es war bequem für Euer Haus, mich zu zeigen. Solange ich mich gut genug benahm.“

„So war es nicht.“

„Ihr sagt das oft.“

„Weil Ihr mir ständig Absichten zuschreibt, die ich nicht habe!“

„Dann gebt mir andere!“

Der Satz brach aus ihr heraus. Lauter, als sie ihn gewollt hatte. Er hing im Raum, und für einen Herzschlag hörte man nur den Kanal und ihr beider Atem.

Leomar sah sie an. Wirklich an. Nicht wie im Marktgericht, nicht wie am Bankettstisch. Ohne Schutzschicht. Und gerade das machte es gefährlich.

„Ich kann nicht“, sagte er.

Es war kein großes Geständnis. Kein schönes. Nur diese drei Worte, müde und unerquicklich ehrlich.

Serana lachte scharf auf, und es tat ihr sofort weh im Hals. „Natürlich nicht.“

Sie machte wieder einen Schritt zur Treppe. Diesmal griff er nach ihr. Nicht hart. Nicht geplant. Eher wie damals auf dem Steg: eine Hand an ihren Unterarm, warm, zu schnell, zu menschlich. Sie hätte ihn sofort abschütteln können. Sie tat es nicht. Vielleicht eine halbe Sekunde zu lang. Vielleicht nur einen Atemzug. Genug.

„Hört auf“, sagte er. Seine Stimme war rau geworden. „Geht nicht so.“

„Wie denn? Gekränkt genug, damit es Euch stört?“

„Verflucht noch mal, Serana—“

Die rohe Anrufung ihres Namens, ohne Titel, ohne glatte Kanten, traf sie an einer Stelle, die längst wund war. Sie drehte sich zu ihm um, so rasch, dass ihr fast schwindlig wurde. Nun hielt er noch immer ihren Arm. Seine Finger drückten durch Stoff und Haut, nicht schmerzhaft, aber deutlich. Deutlich genug, dass ihr Puls dort gegen seine Hand schlug.

„Was?“, fragte sie. „Was wollt Ihr denn jetzt von mir hören? Dass ich Euch verzeihe, weil Ihr es eigentlich nur gut meintet? Dass ich dankbar bin, wenn Ihr mich geschniegelt zurechtweist? Dass ich stiller werde, damit Ihr mich leichter behalten könnt?“

„Ich will gar nichts behalten“, sagte er sofort.

Schon im selben Moment sah sie, dass auch das falsch war.

Sie hob das Kinn. „Lügner.“

Es war leise. Beinahe nur Atem.

Irgendetwas daran brach die letzte dünne Ordnung. Vielleicht das Wort. Vielleicht die Art, wie sie es sagte. Vielleicht die Tatsache, dass sie einander ohnehin schon zu nah standen, beide heiß vor Zorn, beide müde genug, um nicht mehr klug zu sein.

Leomar ließ ihren Arm los, aber nicht um Abstand zu nehmen. Seine Hand glitt nur an ihren Ellbogen, dann an ihre Taille, als müsse er sie festhalten, weil sonst entweder sie oder er einen Schritt zu weit zurücktaumeln würde. Serana hätte ihn wegdrücken sollen. Wirklich. Stattdessen landete ihre Hand an seiner Brust, zu schnell, zu fest. Sie spürte das harte, hektische Arbeiten seines Atems unter Stoff und Leinen. Nicht geschniegelt. Nicht beherrscht. Ein Mensch.

„Ihr seid unerträglich“, sagte er.

„Und Ihr seid—“

Weiter kam sie nicht.

Er küsste sie nicht vorsichtig wie auf dem Steg. Auch nicht brutal. Eher mit einer Hast, die vom langen Dagegenhalten kam. Es war ein Kuss aus Streit, aus Scham, aus diesem widerwärtigen Bedürfnis, für einen Augenblick nicht mehr sauber sprechen zu müssen. Serana keuchte erst gegen seinen Mund, halb Widerspruch, halb Überraschung, und gerade dieses Geräusch ging ihr danach am tiefsten unter die Haut. Ihre Finger verkrampften sich in seinem Rock, rutschten höher, fanden den Stoff an seiner Schulter. Sie hätte ihn fortstoßen können. Stattdessen zog sie ihn näher.

Das Boot unten stieß wieder gegen den Pfahl. Irgendwo über ihnen fiel eine Tür ins Schloss. Nichts davon drang ganz bis zu ihnen durch.

Leomars Hand an ihrer Taille wurde fester, die andere glitt an ihren Nacken, fing sich dort nur kurz, als habe er selbst Angst vor der Deutlichkeit dieser Berührung. Serana spürte, wie ihr der ganze Körper darauf antwortete, unerquicklich schnell: Hitze unter der Haut, weiche Knie, der Puls nicht mehr nur im Hals, sondern überall. Der Stoff ihres Kleides störte, die Schnürung am

Mieder noch mehr. Jede ordentliche Lage von Kleidung wurde plötzlich nur zu einem weiteren Beweis dafür, dass sie hier nicht hätten stehen dürfen.

Sie löste sich zuerst, aber nicht aus Entschlossenheit. Mehr aus Luftnot. Ihre Stirn streifte beim Zurückweichen seine Wange. Für einen peinlichen, viel zu intimen Augenblick blieben sie so dicht, dass ihr Atem noch denselben Raum teilte.

„Das ist Wahnsinn“, flüsterte sie.

„Ja.“

Wieder dieses sofortige Ja. Diesmal verletzte es sie nicht. Vielleicht, weil es ebenso sehr gegen ihn gerichtet war.

Leomar hob die Hand an ihr Gesicht, hielt aber im letzten Moment inne. Die Finger schwebten an ihrer Wange vorbei und sanken wieder, als erschrecke ihn die Zärtlichkeit mehr als der Kuss selbst. Auch das traf.

Serana merkte plötzlich, wie offen sie standen. Hinter ihnen die Treppe. Über ihnen das Haus voller Leute, die nur einen falschen Gang zur Seitentür brauchten. Unten der Kanal. Nirgends Privates, nur Schatten.

Sie trat einen halben Schritt zurück. Nicht weit genug, um nüchtern zu werden. Nur weit genug, um wieder sprechen zu können. „Jetzt seid Ihr zufrieden?“

Er sah sie an, als habe die Frage ihn wirklich getroffen. „Nein.“

„Aber wenigstens stiller?“

„Serana.“

„Sagt es nicht.“ Sie hob eine Hand zwischen sie, schmal, zitternd. „Sagt jetzt nichts Kluges. Nichts über Fehler, nichts über Folgen, nichts darüber, dass wir morgen wieder vernünftig sein müssen. Ich ertrage es nicht, wenn Ihr mich erst so küsst und dann klingt wie ein Verwalter.“

Etwas an seinem Mund zuckte. Nicht Lächeln. Schmerz vielleicht. Oder Ärger darüber, dass sie wieder genau dort traf, wo er am verwundbarsten war.

„Dann sage ich nur“, erwiderte er, und seine Stimme war so leise, dass sie fast im Wassergeräusch unterging, „dass ich Euch nicht dort oben allein hätte stehen lassen sollen.“

Sie blinzelte. Nicht wegen der Worte. Weil sie zu spät kamen und gerade deshalb nicht wirkungslos waren.

„Nein“, sagte sie. „Hättet Ihr nicht.“

Wieder diese Nähe. Wieder das gefährliche Gefühl, dass ein einziges ehrlicheres Wort alles verschieben könnte. Serana fühlte es und bekam gerade deshalb Angst davor. Nicht vor ihm allein. Vor sich. Vor dem, was sie mit einem Mann tat, der sie am Tisch eben noch so verletzt hatte und hier unten trotzdem ihren Körper binnen eines Atemzugs gegen ihren Willen und mit ihm zugleich zu sich zog.

Sie machte den Fehler, seine Hand anzusehen. Die Finger noch halb geöffnet, als trügen sie die Erinnerung an ihre Taille. Diese kleine, sichtbare Spur von Kontrollverlust machte sie unvernünftig.

Also küsste sie ihn noch einmal.

Nicht lang. Nicht klug. Ein kurzer, fast wütender Zug an seinem Mund, als könne sie sich damit die Oberhand zurückholen. Sie

spürte, wie er unter dieser plötzlichen Wendung scharf Luft holte. Dann trat sie wirklich zurück.

„Das ändert nichts“, sagte sie.

„Ich weiß.“

„Gut.“

„Nein“, sagte er. „Aber wahr.“

Diesmal hätte sie fast gelacht, weil es so unerquicklich zu ihnen passte: selbst im schlimmsten Augenblick noch über Wahrheit zu sprechen, als sei sie eine Ware, die man richtig verpacken müsse.

Oben ging eine Tür auf. Deutlich näher. Stimmen im Vorraum. Ein Diener vielleicht, oder Gäste auf dem Weg zu einer Barke.

Serana fuhr herum. Die Angst war sofort körperlich: Herzstoß, kalte Hände, das Gefühl, dass ihr Kleid plötzlich an jeder Stelle zu verräterisch saß. Sie trat zurück zur Stufe, strich sich mit fahriger Hand über das Haar, merkte erst dann, dass der Haarkamm schief geworden war. Leomar setzte an, half nicht. Gut so. Ein Handgriff mehr hätte alles noch schlimmer gemacht.

„Geht nicht hinter mir“, sagte sie.

Er nickte einmal. „Nein.“

„Und morgen—“

Sie brach ab. Morgen. Als gäbe es dafür einen sauberen Satz.

„Morgen reden wir nüchtern“, sagte er.

Da war er doch wieder, der Verwalterton, nur gedämpfter. Serana schloss einen Augenblick die Augen. Hass und Erleichterung

stießen dabei so unerquicklich zusammen, dass ihr beinahe schwindlig wurde.

„Ich hasse es, wenn Ihr recht klingt“, sagte sie.

„Ich klinge selten recht.“

„Heute leider schon.“

Sie drehte sich um und stieg die Treppe hinauf, ohne noch einmal zurückzusehen. Jeder Schritt fühlte sich zu bewusst an. Das Kleid strich an ihren Beinen entlang, und die Stelle an ihrer Taille, wo seine Hand gelegen hatte, war viel zu präsent. Im Vorraum war niemand mehr. Nur das Wachlicht an der Wand und ein abgestelltes Tablett mit halb geleerten Kelchen, an deren Rändern Lippenrot und Wein sich mischten. Zeugnisse einer anderen Sorte Nähe, gesellschaftlich sauberer und doch nicht ehrlicher.

Erst als sie wieder durch den Korridor zur Vorderseite des Hauses ging, merkte Serana, wie sehr ihre Hände zitterten.

Die Nähe dort unten hatte nichts gelöst.

Sie hatte die Scham nicht kleiner gemacht, nicht die Verletzung des Banketts, nicht das Misstrauen, nicht die Fristen. Aber sie hatte alles persönlicher gemacht. Besitzanspruch, Wut, Begehren. Jeder spätere Satz würde nun an diesem Kuss messen müssen, was er verschwieg.

Nichts war geklärt.

Nur verdichtet.

Und genau darin lag die eigentliche Gefahr.

Zwei Tage später roch das Stadthaus nach Regen, nassem Leder und der müden Tinte eines Morgens, an dem schon zu viele Männer mit Mappen durch Korridore gelaufen waren. Im Hafenkantor im östlichen Flügel war das Licht flach und grau; es fiel durch hohe Fenster auf Schreibtische mit aufgebundenen Registern, Messinggewichten und hölzernen Fächern, in denen Freigaben und Verzögerungen einander sahen, ohne sich je zu berühren. An der Wand hing eine Karte der Kanäle mit feinen roten und blauen Linien, als ließe sich Wasser durch saubere Striche gehorsam machen.

Serana Valegian stand vor dem langen Kontortisch und hielt die Quittung für den Warenposten so fest, dass das Pergament an der Kante weich wurde.

Sie hatte schlecht geschlafen. Nicht nur kurz. Schlecht. Ihr Körper trug die vergangenen Tage wie ein zu eng gewordenes Kleid: der dumpfe Druck unter den Rippen, die Schwere in den Schenkeln vom ständigen Gehen, das Brennen im Nacken, wenn sie den Kopf zu lange stillhielt. Dazu die unerquicklich frische Erinnerung an den Anleger hinter dem Banketthaus, die sich nicht schämig verflüchtigt hatte, sondern in ihr saß wie eine zweite, wärmere Wunde. Gerade deshalb war sie heute Morgen härter zu sich gewesen. Früher aufgestanden. Schlichter gekleidet. Haare strenger gefasst. Als könne Ordnung auf der Haut ersetzen, was im Inneren längst in Bewegung geraten war.

Vor ihr blätterte ein junger Schreiber in einem Auslösebuch. Er hatte blasse Wimpern und Tintenflecke an zwei Fingern. Immer wieder strich er mit dem Daumen unter eine Zeile, als könne er durch Wiederholung aus einem Nein ein Ja machen.

„Der Posten ist noch nicht freigegeben“, sagte er zum dritten Mal.

„Das habt Ihr bereits gesagt.“

„Dann wisst Ihr es ja.“

Serana legte die zweite Unterlage daneben. „Ladungsanteil auf die Westfahrt der Santa Irmegunde. Eingetragen vor fünf Tagen. Wert siebenhundert Dukaten in Mischware, davon hundertachtzig auf Getreide, zweihundert auf Öl, der Rest Färberholz und Tuchballen. Der Auslösevermerk hätte gestern erfolgen müssen.“

„Hätte“, sagte der Schreiber, als sei das Wort ihm persönlich nie nützlich gewesen.

Hinter einem Seitenpult strich jemand Sand über frische Schrift. Ein anderer Beamter trug einen Bündel Rollen fort, ohne herüberzusehen. Im Raum arbeitete die Stadt mit jener stillen Grausamkeit, die keinerlei Zorn brauchte.

„Warum ist er nicht erfolgt?“, fragte Serana.

Der Schreiber räusperte sich. „Es fehlt die abschließende Registerbestätigung.“

„Von wem?“

Er zögerte. Nicht lange. Gerade lang genug, um zu zeigen, dass der Name Gewicht hatte. „Herrn Risskir.“

Natürlich.

Serana spürte, wie ihr Magen sich zusammenzog. „Herr Risskir sitzt im Efferd-Tempel.“

„Und die Auslösebestätigung hängt an seiner Gegenzeichnung.“

„Dann schickt jemanden.“

„Es wurde bereits—“

„Nein“, schnitt sie ihm das Wort ab. „Es wurde bereits gewartet. Das sehe ich.“

Der Schreiber hob den Blick. Einmal nur. Es lag keine offene Frechheit darin. Nur jene gereizte Vorsicht kleiner Amtsträger, die nicht entscheiden dürfen und trotzdem lernen, wie man andere die Folgen spüren lässt. „Herrin, ich kann keinen Posten lösen, der nicht vollständig bestätigt ist.“

„Und ich kann keine Frist bedienen, wenn Ihr meinen Posten festhaltet.“

„Dann solltet Ihr die Frist vielleicht nicht so knapp stellen.“

Der Satz fiel klein. Fast beiläufig. Gerade deshalb traf er.

Serana spürte, wie ihr das Blut in den Hals schoss. Sie legte beide Hände auf den Tisch, weil sie sonst etwas Dümmeres mit ihnen getan hätte. „Sagt mir den Namen dessen, der diese Verzögerung veranlasst hat.“

„Niemand veranlasst hier Verzögerungen. Es fehlen nur—“

„Sagt mir nicht noch einmal Unterlagen.“

Sie hörte selbst, wie scharf ihre Stimme geworden war. Zu scharf für einen Raum mit offenen Türen und fremden Ohren. Zwei Schreiber am hinteren Pult wurden langsamer, ohne ganz aufzusehen. Beobachtung in Grangor war selten frontal. Man sah am Eifer, mit dem andere wegsahen, dass man längst im Mittelpunkt stand.

Die Seitentür ging auf.

Leomar di Serris trat ein, begleitet von einem älteren Kontordienner seines Hauses und einem hageren Mann in dunkelblauem Amtsrock, den Serana nur flüchtig kannte.

Leomars Blick fand sie sofort. Nicht überrascht. Zu schnell dafür. Eher so, als habe er mit ihr gerechnet und bedauere es bereits.

Seranas Herz machte einen harten, hässlichen Schlag.

Natürlich. Natürlich würde er hier auftauchen. Natürlich an dem Tag, an dem ein Posten im Wert von siebenhundert Dukaten hing. Natürlich gerade so, dass alles in ihr, was noch Wunde von dem Kuss und dem Bankett war, sofort eine neue Form bekam: nicht bloß Demütigung, sondern Verdacht.

Er kam näher, geschniegelt, beherrscht, in jenem dunklen Rock, der ihn immer aussehen ließ, als sei selbst seine Müdigkeit vertraglich geregelt. Nur seine Augen waren zu wach. Zu angespannt. Er verbeugte sich nicht tief.

„Frau Valegian.“

„Herr di Serris.“

Der Schreiber hinter dem Tisch sah von einem zum anderen, begriff binnen eines Atemzugs, dass er nun nicht mehr nur mit einem Vorgang, sondern mit einem gefährlichen Verhältnis zu tun hatte, und zog seine Hände von den Papieren zurück.

Leomar legte ein eigenes Schreiben auf den Tisch. „Ich bin wegen des Postens der Santa Irmegunde hier.“

Da war es.

Serana spürte, wie etwas in ihr eiskalt wurde. Nicht die ganze Wut. Nur ihr Kern. „Wie praktisch.“

Leomar sah sie einen Moment lang an. „Was soll das heißen?“

„Dass Ihr gut über meine Schwierigkeiten unterrichtet seid.“

„Es ist nicht nur Euer Posten.“

„Ach nein?“

Der hagere Mann im Amtsrock räusperte sich. „Der Ladungsanteil betrifft auch einen Kreditrahmen des Hauses di Serris.“

Serana drehte den Kopf zu ihm. „Und Ihr seid?“

„Beraldo Cintres, Bevollmächtigter für die Zwischenabsicherung.“

Ein hübscher Titel für jemanden, der vermutlich nichts anderes tat, als fremde Not in ordentliche Fächer zu legen.

Leomar sagte: „Der Posten muss heute gelöst werden.“

„Muss er das?“ Serana lachte kurz auf. „Wie rührend, dass Ihr plötzlich dieselbe Dringlichkeit entdeckt wie ich.“

„Das ist nicht plötzlich.“

„Nein“, sagte sie. „Nur auffällig pünktlich.“

Der junge Schreiber wurde blasser. „Herrschaften, wenn die Gegenzeichnung fehlt—“

„Dann fehlt sie“, sagte Serana, ohne ihn anzusehen. „Aber offenbar nicht allen gleich schmerzhaft.“

Leomar trat einen halben Schritt näher an den Tisch. Die Bewegung war klein. Für Serana war sie zu viel. Sofort war wieder der Anleger da, die Hand an ihrer Taille, der Kuss, den sie nicht aus dem Körper bekam. Sie hasste, dass ihr Körper selbst jetzt mit diesem Wissen reagierte, während ihr Verstand ihn längst am liebsten als Gegner sortiert hätte.

„Ich bin nicht gegen Euch hier“, sagte er leise.

„Natürlich nicht. Ihr seid nur zufällig immer dort, wo man mir etwas entzieht.“

Die Worte hingen im Raum. Beraldo Cintres tat so, als prüfe er sein Pergament. Der Schreiber starrte auf einen Punkt zwischen ihren Händen. Niemand wollte hören. Jeder hörte.

Leomars Stimme wurde flacher. „Risskir hält die Bestätigung zurück.“

„Und ich soll glauben, dass Ihr das nicht nutzt?“

„Ich versuche gerade, es zu verhindern.“

„Wie großzügig.“

Er presste den Kiefer kurz zusammen. Serana sah es. Sie kannte dieses kleine Verhärten inzwischen. Es bedeutete, dass auch in ihm der Zorn aufstieg, nur geschniegelt.

„Euer Misstrauen hilft uns hier nicht“, sagte er.

„Uns?“

„Ja. Uns. Wenn der Posten hängenbleibt, kippt mehr als nur Euer Lager.“

„Dann nennt es doch endlich beim richtigen Namen. Euer Haus hängt mit drin. Also seid Ihr nicht hier, um mir zu helfen, sondern weil Ihr selbst Schaden nehmt.“

Beraldo Cintres hob beschwichtigend eine Hand. „Frau Valegian, die Lage ist komplexer—“

„Ich habe nicht mit Euch gesprochen.“

Das war unklug. Aber es tat für einen Augenblick gut, weil wenigstens jemand im Raum die Zurückweisung offen bekam.

Leomar zog sein Schreiben wieder an sich und wandte sich an den Schreiber. „Wer hat die Auslösebestätigung heute zuletzt gesehen?“

„Heute früh kam ein Botenvermerk aus dem Tempel, Herr. Prüfung ausstehend.“

„Mehr nicht?“

„Mehr nicht.“

„Und niemand hat nachgefasst?“

Der Schreiber wurde rot um die Ohren. „Herr Cintres ließ nachfragen. Antwort: noch offen.“

Serana hörte das und ihr war, als schläge jemand innen gegen eine bereits eingerissene Wand. Also hatte Leomars Seite längst nachgefasst. Vielleicht bevor sie überhaupt hier eingetroffen war. Vielleicht seit Stunden. Und sie? Sie hatte diesen Stau noch immer wie einen persönlichen Angriff gelesen. Was, wenn er es war? Was, wenn nicht? Die Ungewissheit machte jede Demütigung nur schärfer.

„Wie lange wisst Ihr davon?“, fragte sie Leomar.

Er zögerte. Ein Fehler.

„Seit heute Morgen.“

„Seit wann genau?“

„Seit der ersten Stunde.“

Serana nickte einmal. Langsam. „Und Ihr habt es mir natürlich nicht sagen lassen.“

„Weil ich es zuerst klären wollte.“

„Nein. Weil Ihr immer zuerst ordnen wollt, was mich betrifft, ehe Ihr mich überhaupt ansieht.“

Leomar fuhr sie nun ebenfalls offen an, wenn auch leise genug, dass der Raum nicht ganz zusammenzuckte. „Weil ich wusste, dass Ihr sonst hier hereinplatzt und genau das tut, was Ihr gerade tut.“

Die Worte trafen. Nicht nur wegen ihres Inhalts. Weil sie teilweise stimmten. Und weil er sie vor Zeugen sagte.

Serana spürte, wie ihr Gesicht heiß wurde. „Dann haben wir wenigstens Klarheit. Ihr haltet mich also tatsächlich für das Problem.“

„Ich halte Risskir für das Problem.“

„Und mich für den Lärm dazu.“

Stille.

Leomar sagte nichts. Nicht sofort. Dieses Nicht-sofort war Antwort genug.

Serana lachte ein zweites Mal. Klein, ohne Freude. „Wie praktisch für Euch.“

Sie griff nach ihrer Quittung und wollte sie vom Tisch ziehen. Der feuchte Rand des Pergaments blieb an einem anderen Blatt hängen, riss schief darüber, und ein Messinggewicht kam ins Rutschen. Es kippte nicht, doch der dumpfe Schlag auf Holz war laut genug, dass nun auch die beiden Schreiber hinten ganz aufsahen.

Peinlichkeit floss ihr heiß bis in die Ohren. Sie hasste jede Sekunde davon.

Leomar streckte die Hand aus. Nicht um sie anzufassen. Nur nach dem Gewicht. „Lasst—“

„Fasst meine Unterlagen nicht an.“

Der Satz kam so schnell und scharf, dass selbst Beraldo Cintres zusammenzuckte.

Leomar zog die Hand zurück, als hätte sie wirklich gebissen. „Bei allen Zwölfen, Serana, hört auf.“

„Womit? Damit, mich wie eine Diebin in meinem eigenen Geschäft behandeln zu lassen?“

„Niemand tut das.“

„Nein? Ein Registerbeamter hält meine Bestätigung fest, ein Warenposten über siebenhundert Dukaten hängt in der Luft, und der Mann, der mit mir eine Ehe verhandelt, steht geschniegelt daneben und erklärt mir, ich solle vernünftig sein.“

„Weil Ihr es gerade nicht seid.“

Da war der Satz.

Er war nicht laut. Nur endgültig. Roh genug, um alle Luft aus dem Raum zu ziehen.

Serana starrte ihn an. Für einen Moment konnte sie wirklich nicht sprechen. Hinter ihren Rippen breitete sich eine Art taube Kälte aus, und darunter hämmerte das Herz so schnell, dass ihr schwindlig wurde.

Dann sagte sie leise: „Natürlich. Jetzt verstehe ich.“

„Serana—“

„Nein. Jetzt verstehe ich wirklich.“ Sie hob das Kinn, zu hoch, der alte Fehler. „Risskir hält die Bestätigung zurück. Ich halte es für Euren Schlag. Ihr haltet es für meinen Trotz. Und in Wahrheit nutzt Ihr die Lage längst, um meinen Betrieb in eine Ecke zu treiben, in der ich ohne Euch nichts mehr bewegen kann.“

Beraldo Cintres machte einen Schritt vor. „Das ist nicht—“

„Schweigt.“

Leomar sah sie an, müde und gereizt und plötzlich auch mit etwas, das fast Verzweiflung hätte sein können, wenn Serana in diesem Moment bereit gewesen wäre, irgendetwas Weiches zu sehen. „Ich habe nichts veranlasst.“

„Nein. Nur begrüßt.“

„Bei den Zwölfen, nein.“

„Dann beweist es.“

„Wie? Indem ich Euch inmitten dieses Raums meinen ganzen Stand erkläre?“

„Vielleicht zum ersten Mal überhaupt.“

Der Satz stand still. Man hörte nur die Feder eines der hinteren Schreiber, die wieder zu kratzen begonnen hatte. Jemand schrieb also bereits. Vielleicht nicht dies. Vielleicht doch.

Leomar atmete durch, tief, sichtbar, als müsse er seine nächste Entscheidung nicht im Kopf, sondern im Körper treffen. Dann wandte er sich an Beraldo. „Sorgt dafür, dass die Nachfrage im Tempel noch einmal rausgeht. Mit Verweis auf drohende Vertragsstrafe.“

Beraldo nickte sofort.

Serana sah das und ihr wurde beinahe übel. Da. Genau da. Dieser Ton. Diese Selbstverständlichkeit, mit der er Anweisungen gab, während sie noch immer wie eine Bittstellerin vor einem fremden Tisch stand.

„Lasst es“, sagte sie.

Leomar drehte sich zu ihr. „Was?“

„Tut nicht so, als würdet Ihr das für mich tun.“

„Ich tue es für den Posten.“

„Für Euren Anteil daran.“

„Ja“, sagte er plötzlich hart. „Auch für meinen Anteil. Zufrieden?“

Der ehrliche Zorn in dem Wort traf sie unerwartet. Zufrieden? Nein. Aber zum ersten Mal seit Minuten war etwas nicht geschniegelt.

„Wenigstens sagt Ihr einmal die Wahrheit.“

„Ich habe sie die ganze Zeit gesagt.“

„Nein. Ihr habt sie verwaltet.“

Sie nahm die Quittung vom Tisch, diesmal ohne ein weiteres Gewicht zu verschieben. Ihre Finger zitterten so stark, dass sie das Pergament kaum gerade fassen konnte. Sie hasste, dass jeder es sehen konnte, wenn er nur hinsah.

„Frau Valegian“, sagte der Schreiber unsicher, „der Posten bleibt bis zur Gegenzeichnung gesperrt.“

„Das höre ich.“

„Es könnte bis morgen dauern.“

„Oder länger“, sagte Serana, und ihr Blick blieb auf Leomar hängen.

Er verstand. Natürlich verstand er.

„Wenn Ihr glaubt, ich wolle Euch hier absichtlich festsetzen—“

„Ich glaube, Ihr haltet meinen Betrieb für verhandelbar, solange Euer eigener nicht zuerst fällt.“

Das war unfair. Sie wusste es. Gerade deshalb sagte sie es.

Leomar wurde blass unter der Haut. Nicht viel. Genug. „Und ich glaube“, sagte er mit einer Kälte, die umso gefährlicher war, weil sie mühsam gehalten wurde, „dass Ihr inzwischen lieber jede Hilfe als Angriff lest, weil Ihr sonst zugeben müsstet, wie nah Ihr selbst am Rand steht.“

Da war er. Der Satz, der ebenso präzise wie gemein war.

Serana spürte, wie er saß. Nicht nur im Stolz. Tiefer. In der Scham. In allem, was sie seit Wochen mit geradem Rücken und zu knappen Antworten zusammenhielt.

„Dann sind wir quitt“, sagte sie.

Sie ging zur Tür. Niemand hielt sie auf. Nur als sie schon an der Schwelle war, sagte Leomar hinter ihr, und diesmal nicht laut, nur hörbar genug: „Das ist Risskirs Werk. Nicht meins.“

Serana blieb einen Herzschlag stehen. Nicht länger. Sie drehte sich auch nicht um.

„Mag sein“, sagte sie. „Aber Ihr wart schnell genug bereit, es wie meins aussehen zu lassen.“

Dann ging sie.

Auf dem Gang vor dem Hafenkontor war die Luft kühler, aber sie half nicht. Serana lehnte sich mit dem Rücken gegen die Steinwand und schloss für einen Moment die Augen. Das Herz schlug ihr bis in die Kehle. In ihrem Bauch lag eine dumpfe Übelkeit. Sie hätte nicht sagen können, ob aus Wut, Hunger oder der Erkenntnis, dass sie und Leomar gerade wieder dieselbe falsche Geschichte übereinander erzählt hatten und beide danach handelten.

Ein Warenposten im Wert von siebenhundert Dukaten hing fest.

Die Strafklauseln wurden plausibel.

Und schlimmer noch: Selbst dort, wo der Druck von außen kam, waren sie inzwischen beide so weit, ihn einander zuzuschreiben, dass jede Hilfe wie Kontrolle und jede Kontrolle wie Absicht aussah.

Genau darin lag die eigentliche Verschärfung.

Nicht nur im verlorenen Tag.

Sondern darin, dass sie beide auf einen Irrtum reagierten, als wäre er bereits bewiesen.

Das Ratszimmer des Hauses di Serris lag tiefer im Kontorhaus als Darios gewöhnliches Empfangszimmer, ohne Fenster zum Hof, nur mit zwei hohen Leuchtern und einer Lampe über dem langen Tisch, deren Licht hart auf Pergament und Metall fiel. Hier war kein Raum für Repräsentation. Nur für Entscheidungen, die später wie Sachzwänge klingen sollten. An der Wand hing das

Haussiegel in vergrößerter Bronzeausführung, schwer und dunkel, darunter ein schmaler Schrank mit den Kreditbüchern des letzten Jahres. Selbst das Holz roch hier anders: nicht nach Politur, sondern nach trockenem Staub, Leder und der kalten Tinte von Zahlen, die Leute ruinierten, ohne je die Stimme zu heben.

Leomar di Serris stand noch, als Dario den Raum betrat.

Seit dem Hafenkontor war ihm keine ruhige Stunde geblieben. Der Weg vom Stadthaus zurück hatte in seinem Kopf nachgeschlagen wie Wasser gegen eine schlecht vertäute Barke: Seranas Blick, ihr Satz, dass er schnell genug bereit gewesen sei, Risskirs Werk wie ihres aussehen zu lassen; der festhängende Warenposten; Beraldos knappe Meldung, dass eine zweite Nachfrage an den Efferd-Tempel unterwegs sei; und darunter, stumpfer und beharrlicher, das Wissen, dass die neun Tage phexischer Ruhe nicht mehr nach Aufschub rochen, sondern nach einem Korridor, der sich mit jedem Schritt verengte.

Er hatte kaum gegessen. Jetzt spürte er das als Übelkeit, dumpf und unerquicklich hohl unter den Rippen. Der Kragen saß zu eng. Er löste ihn einen Fingerbreit, nur um ihn sofort wieder zu schließen, als Schritte draußen auf dem Gang erklangen. Dario durfte keine Unordnung sehen, wenn er schon andere Schwächen witterte.

Die Tür ging auf. Dario kam nicht allein. Hinter ihm trat Selmino Vargella ein, der Hausrechner: ein trockener Mann mit gelblicher Haut, schmalen Mund und Händen, die selbst beim Tragen von Pergament so wirkten, als nähmen sie Münzen das Leben übel. Er hielt zwei Bücher und ein loses Blattbündel mit grünem Rand unter dem Arm.

Dario setzte sich nicht sofort. Das bedeutete nie Gutes.

„Du hast im Banketthaus Schaden angerichtet“, sagte er ohne Einleitung.

Leomar spürte, wie sein Kiefer fest wurde. „Nicht ich allein.“

„Aber sichtbar genug.“ Dario trat an den Tisch und legte die Handschuhe nebeneinander, Finger auf Finger, als ordnete er sogar Leder nach Hausnutzen. „Berlinghan hat bereits vor Mittag wissen lassen, dass er vorerst keinen weiteren Gesprächsabend in dieser Sache wünscht. Paligan hat nichts wissen lassen. Das ist fast schlimmer.“

Leomar sagte nichts. Er konnte die Wahrheit des Satzes nicht bestreiten, ohne sich lächerlich zu machen.

Selmino Vargella legte die Bücher auf. Das dumpfe Geräusch ging Leomar unerwartet durch den Magen. Der Hausrechner schlug eines der Bände auf, schob ein Blatt heraus und drehte es so, dass Dario lesen konnte, nicht Leomar.

„Die offene Linie über sechshundert Dukaten an den Betrieb Valegian“, sagte Selmino mit seiner trockenen, fast staubigen Stimme, „ist unter den gegenwärtigen Umständen nicht länger vertretbar.“

Leomars Blick schnellte hin. „Sie ist nicht offen zur freien Verfügung.“

„Noch weniger Grund, sie offen zu halten“, sagte Dario.

Leomar trat an den Tisch. Nicht hastig. Gerade kontrolliert genug, dass seine Hand nicht sichtbar nach dem Blatt griff, obwohl genau das sein erster Impuls war. „Wir haben eine phexisch vermittelte Zwischenruhe über neun Tage. Die Linie muss wenigstens so lange stillstehen, nicht gestrichen werden.“

„Stillstehen kostet“, erwiderte Selmino.

„Alles kostet.“

Dario sah nun erst richtig zu ihm auf. „Und dennoch wählt ein ordentliches Haus, was es bezahlen will.“

Leomar spürte Hitze den Nacken hinaufziehen. Das Zimmer war kühl. Nur sein Körper hielt sich nicht an Vernunft. „Wenn wir die Linie jetzt schließen, trifft es den Warenzug, die Vertragsabfederung und den Rest Vertrauen, der überhaupt noch verhandelbar ist.“

Dario setzte sich endlich. Ein schlechtes Zeichen. Sitzende Männer mussten nicht laut werden. „Vertrauen“, sagte er. „Du kommst mir seit Tagen mit diesem Wort, als wäre es eine Sicherheit, die man im Kontorfach lagern kann.“

„Es ist in dieser Sache eine.“

„Nein. Es ist das weichste Teil daran.“

Selmino schob nun das Blatt ein Stück vor. Leomar sah die Summe: 600 Dukaten, Zwischenabsicherung auf Betriebssicherheit, widerrufbar bei Reputationsgefährdung oder unklarer Registerlage. Darunter zwei Randvermerke in anderer Hand. Der zweite war neu. Leomar erkannte Darios Kürzel.

„Ihr habt es schon vorbereitet“, sagte er.

„Natürlich“, erwiderte Dario.

Das traf härter, als es sollte. Nicht weil es überraschend war. Weil es so unerquicklich folgerichtig war. Leomar legte die Fingerspitzen auf die Tischkante, nur um nicht etwas Dümmeres mit den Händen zu tun. „Ohne Rücksprache.“

„Ich spreche gerade mit dir.“

„Nein. Ihr teilt mir gerade mit, was bereits entschieden wurde.“

Dario neigte den Kopf leicht. „Dann hör gut zu. Die Sache Valegian ist seit dem Bankett ein Reputationsrisiko. Seit dem stockenden Registervorgang ist sie zudem ein technisches Risiko. Und seit dem heutigen Postenstau im Hafenkantor ist sie ein akutes Liquiditätsrisiko. Drei Gründe genügen jedem Haus, das seinen Namen nicht unter Wasser setzen will.“

Leomar zog Luft ein, zu tief, zu scharf. „Und was ist mit dem Warenposten? Wenn die sechshundert entzogen werden, kann sie die Strafklausel bei weiterer Verzögerung kaum noch auffangen.“

Selmino zuckte kaum merklich mit einer Schulter. „Dann ist das die Folge der Lage.“

„Nicht der Lage“, sagte Leomar. „Eurer Entscheidung.“

Dario lächelte nicht. Das machte ihn gefährlicher. „Und du scheinst immer noch nicht zu begreifen, dass meine Aufgabe nicht darin besteht, das Haus Valegian vor seinen Folgen zu schützen.“

Leomar hörte sich antworten, ehe er den Satz noch hätte glätten können: „Nein. Offenbar besteht sie darin, es in den Abgrund zu stoßen, sobald es uns unbequem wird.“

Selmino hob den Blick. Zu schnell. Dario hingegen wurde ganz still.

„Noch einmal“, sagte das Familienoberhaupt leise, „in einem Ton, der deine Stellung in diesem Raum nicht vergisst.“

Da war die Schwelle. Leomar spürte sie körperlich. Im Brustkorb, im trockenen Mund, in den Schultern, die zu hart geworden waren. Jeder vernünftige Instinkt sagte ihm, jetzt

zurückzunehmen. Zu entschärfen. Schadensbegrenzung, wie immer.

Aber Seranas Gesicht im Hafenkontor lag ihm noch unter der Haut. Ihr Vorwurf. Sein eigener Satz. Die Erkenntnis, dass Dario mit einem Federstrich genau das vollziehen wollte, was draußen längst wie sein Verrat aussehen würde.

„Ich vergesse meine Stellung nicht“, sagte Leomar. „Ich vergesse nur allmählich, weshalb ich sie noch verteidigen sollte, wenn sie verlangt, dass wir eine Partnerin erst an uns binden und dann von oben her austrocknen.“

Selmino sog leise Luft durch die Nase ein. Dario lehnte sich zurück. Es war fast unmerklich. Und doch schien damit die Luft im Raum dünner zu werden.

„Partnerin“, wiederholte er. „Du sprichst bereits, als wäre der Ehevertrag beglaubigt und die Sache eine Herzensfrage.“

Leomar merkte, dass er errötete. Nicht schlagartig, nicht kindisch. Schlimmer: langsam, sichtbar. Er hasste es. „Ich spreche von einem Betrieb, dessen Zusammenbruch uns politisch wie wirtschaftlich schädigt.“

„Und ich spreche davon, dass du seine Herrin seit Tagen nicht mehr wie einen Vorgang behandelst, sondern wie eine Person, für die du zu viel mit in die Waage legst.“

Die Hitze stieg ihm bis unter die Augen. Er hätte abstreiten müssen. Kalt, sauber, glaubhaft. Stattdessen sagte er zu schnell: „Vielleicht deshalb, weil sie eine Person ist.“

Da war sie wieder, diese Sekunde zu früh. Diese unkluge Wahrheit, die sich nicht mehr in Ordnung zurückzwingen ließ.

Dario sah ihn an wie einen Mann, der eine schlechte Münze gegen das Licht hält. „Dann sind wir an dem Punkt angekommen, den ich befürchtet habe.“

Leomar trat einen Schritt vor. „Und Ihr seid an dem Punkt angekommen, an dem Ihr jedes Maß verliert, wenn sich etwas Eurer vollständigen Kontrolle entzieht.“

Selmino machte eine kleine Bewegung mit dem Buch, als wolle er es schließen und gleichzeitig lieber unsichtbar werden. Niemand entließ ihn. Macht hatte gern Zeugen, wenn sie belehren wollte.

Dario legte den Finger auf den Randvermerk. „Die Linie wird widerrufen.“

„Nein.“

Das Wort war draußen, ehe Leomar es hätte dämpfen können.

Dario hob die Brauen. „Nein?“

„Nicht heute.“

„Du verwechselst Wunsch mit Zuständigkeit.“

„Und Ihr verwechselt Hausschutz mit Panik.“

Dario stand auf. Jetzt endlich. Nicht laut. Nur endgültig. „Panik? Weil ich nicht zusehe, wie mein Neffe sechshundert Dukaten in einen Betrieb hängen lässt, dessen Speicherrecht wackelt, dessen Herrin am Bankettisch die Beherrschung verliert und dessen Registerlage inzwischen so offen ist, dass halb Alt-Grangor darüber redet?“

„Ihre Beherrschung“, sagte Leomar, „hat mehr mit Eurer Welt zu tun als mit ihrem Charakter.“

„Ach.“ Dario trat um den Tisch herum. „Nun verteidigst du auch schon ihr Benehmen.“

Leomar merkte, wie seine Hände zitterten. Nicht sichtbar vielleicht. Doch in den Fingern war dieses feine, gefährliche Vibrieren, das ihm sagte, wie nah er an offenem Kontrollverlust stand. Er presste die Hände hinter den Rücken, was den Fehler nur halb verbarg.

„Ich verteidige nicht alles“, sagte er. „Aber ich werde nicht zulassen, dass diese Kündigung auf meinem Rücken nach draußen geht, als hätte ich sie gewollt.“

Dario blieb vor ihm stehen. Zu nah. Gerade nah genug, dass Leomar den Wachseruch an seinem Rock wahrnahm und den feinen Staub auf dem Ärmel, wo er wohl kurz über den Kartenrahmen gestrichen hatte. Alltägliche Details. Sie machten die Kälte nur greifbarer.

„Sie wird trotzdem auf deinem Rücken gehen“, sagte Dario ruhig. „Denn du bist derjenige, der diese Verbindung vorgeschlagen hat. Du bist derjenige, der sie politisch vertreten sollte. Und du bist derjenige, der es versäumt hat, rechtzeitig klare Distanz zu wahren.“

Leomar starrte ihn an. Einen Augenblick lang wollte er es sagen. Alles. Den Schuldschein, die achtzehnhundert Dukaten, den Bruder, die Zinsen, die drei hundert an den Mittelsmann, den Grund für jedes verdammte Schweigen. Die Wahrheit stand beinahe körperlich in ihm, wie ein Schritt, der schon angesetzt ist. Er sah sogar kurz das Bild vor sich: Darios Gesicht, wenn er begriffe, dass Leomars ganze schöne Beherrschung auf einem verdeckten Loch im Hausboden stand.

Dann sah er ebenso klar den Rest: den Bruder öffentlich bloßgestellt, die Schuld ans Licht gezerrt, das Haus nicht nur

verärgert, sondern beschädigt. Den Sitz in der Äußeren Stube nicht bloß verzögert, sondern verloren, noch ehe er je greifbar geworden war.

Er schwieg.

Dario sah genau das. Vielleicht nicht den Inhalt. Aber den Moment. Die Lücke.

„Da“, sagte er leise. „Wieder dieses Zögern. Genau deswegen entscheide ich jetzt ohne dich.“

Selmino schob das Blatt heran. Dario nahm die Feder. Leomar machte einen halben Schritt vor. Nicht mit Bedacht. Aus Reflex. Selmino hob erschrocken die Hände, als fürchte er, zwischen zwei Männer zu geraten, die beide zu geschniegelt aussahen, um handgreiflich zu werden, und gerade deshalb gefährlich waren.

„Wenn Ihr das unterschreibt“, sagte Leomar, und nun war seine Stimme tiefer, nicht laut, aber roh am Rand, „isoliert Ihr ihren Betrieb.“

„Dann soll der Betrieb sich auf das stützen, was er wirklich trägt.“

„Er trägt Leute“, fuhr Leomar zurück. „Soren vom Nordspeicher. Die Küchenfrau Mira. Zwei Jungen auf der Fähre. Einen kranken Vater, der kaum noch die Treppe hinunterkommt. Das ist es, was Ihr mitstreicht.“

Das war unklug. Zu persönlich. Zu konkret. Und gerade deshalb wirksam. Selmino blinzelte. Dario nicht.

„Du kennst ihre Namen also schon“, sagte er.

Leomar hätte sich ohrfeigen können. Stattdessen presste er nur die Zähne so fest zusammen, dass der Kiefer schmerzte.

Dario setzte die Feder an. „Sechshundert Dukaten. Wirkung ab sofort. Aussetzung weiterer Kreditnutzung bis zur vollständigen Klärung von Register- und Reputationslage.“

Die Feder kratzte.

Dieses kleine Geräusch war schlimmer als ein Schlag.

Leomar stand reglos. Er wusste, dass er jetzt noch einmal sprechen konnte. Vielleicht schreien. Drohen. Betteln. Alles hätte ihn kleiner gemacht. Nichts hätte die Tinte zurück in die Feder gezwungen.

Dario blies die Zeile trocken, setzte sein Kürzel darunter und reichte das Blatt an Selmino, der es mit einem erschrockenen Blick entgegennahm, als trüge er plötzlich etwas, das warm war.

„Beraldo wird die Nachricht an die zuständige Stelle bringen“, sagte Dario. „Nicht du.“

Leomar hörte nur das letzte Stück richtig. Nicht du. Natürlich nicht. Man wollte ihn vor dem offenen Vollzug schützen und ihn gleichzeitig ganz darin festbinden.

„Ihr nehmt mir also sogar das Recht, es selbst zu sagen.“

„Ich nehme dir die Gelegenheit, es noch schlimmer zu machen.“

Da war der Moment, in dem Leomar beinahe die Beherrschung verlor. Nicht sauber. Nicht heroisch. Es war nur ein ruckhafter Atem, eine Bewegung der Schulter, das viel zu feste Greifen nach der Tischkante. Das Holz knarrte hörbar unter seiner Hand. Selmino zuckte zusammen. Dario blickte auf die Finger, die sich ins Holz stemmten, und dann wieder in Leomars Gesicht.

„Siehst du“, sagte er leise. „Genau das meine ich.“

Leomar ließ los. Zu schnell. Sofort stand die helle Druckspur seiner Finger auf dem dunklen Holz, als hätte selbst der Tisch ihn verraten.

„Geht Selmino“, sagte Dario.

Der Hausrechner verbeugte sich knapp und verschwand mit dem Kündigungsblatt unter dem Arm. Als die Tür hinter ihm zufiel, blieb für einen Augenblick nur das Wachlicht, die Register und Leomars viel zu lauter Puls.

Dario trat zum Schrank und schob das Kreditbuch hinein. „Du wirst mir danken, wenn der erste Rauch sich verzogen hat.“

Leomar lachte einmal auf. Es klang unerquicklich müde. „Nein.“

Dario drehte sich nicht um. „Dann wirst du wenigstens verstehen.“

„Auch das nicht.“

Er hätte gehen sollen. Stattdessen sagte er, ohne den Rücken des Älteren zu sehen: „Sie wird glauben, dass ich es war.“

Dario schloss die Schranktür. „Dann hättest du früher lernen sollen, dass man Dinge, die man nicht kontrollieren kann, nicht an sich heranzieht.“

Nun drehte er sich doch wieder um, und in seinem Blick lag nicht Mitleid, nicht einmal offene Verachtung. Etwas Schlimmeres. Gewissheit.

„Du bist klug genug für die Äußere Stube“, sagte er. „Aber nur, wenn du endlich aufhörst, Personen mit Projekten zu verwechseln.“

Leomar sagte nichts mehr. Er konnte nicht. Sein Hals war zu eng, der Mund zu trocken, und unter all dem arbeitete das Wissen, dass Dario in einem Punkt recht hatte, den Leomar gerade deshalb nicht ertrug: Er hatte zu spät offenbart, zu spät widersprochen, zu spät geschützt, und nun würde die Kündigung genau so aussehen, wie Serana es am ehesten lesen musste.

Nicht als Hausmaßnahme.

Als kalkulierter Verrat.

Als er den Raum verließ, war der Gang draußen kühler, aber die Luft half nicht. Leomar blieb kurz bei der steinernen Nische stehen, stützte die Hand dagegen und merkte, dass sie leicht zitterte. Unten im Hof rief ein Schreiber nach einem Boten Richtung Terra Ferma. Irgendwo fiel eine Kiste zu. Das Kontorhaus arbeitete weiter, geschniegelt und nüchtern, als wäre nicht soeben mit sechs Zeilen Tinte ein fremder Betrieb faktisch isoliert worden.

Sechshundert Dukaten.

Ab sofort geschlossen.

Er wusste noch nicht, wie schnell die Nachricht Serana erreichen würde. Nur dass sie sie erreichen musste. Und dass jedes Wort, das er ihr dazu sagen könnte, bereits zu spät wäre.

Die Maßnahme war strategisch begründbar.

Relational war sie beinahe irreparabel.

Der Verwaltungsraum des Efferd-Tempels lag tiefer als der eigentliche Registersaal, dichter am Kontor und näher an den Räumen, in denen Entscheidungen nicht mehr fromm klangen, sondern nach nasser Wolle, Lampenöl und Siegellack. Das Fenster war schmal und hoch; das Tageslicht reichte nicht bis auf den Tisch, an dem Calveno Risskir saß. Dort brannte bereits am Morgen eine Lampe mit blauem Glasschirm. Ihr Licht machte jedes Pergament blasser und jede Tinte endgültiger.

Serana Valegian war zu früh gekommen und trotzdem nicht die erste.

Das bemerkte sie an zwei Dingen sofort: an der zweiten Tasse auf dem Seitentisch, noch halb warm, und an dem kleinen Stapel Unterlagen auf Calvenos linker Seite, obenauf nicht ihre Handschrift, nicht die des Tempelschreibers, sondern die saubere, schmale Schrift des Marktgerichts. Der Anblick fuhr ihr direkt in den Magen. Nicht weil sie verstand, was dort bereits lag. Sondern weil sie begriff, dass wieder einmal alle Papiere der Stadt schneller unterwegs gewesen waren als sie selbst.

Sie blieb vor dem Tisch stehen und legte die Hand auf die Lehne des einzigen Besucherstuhls, ohne sich zu setzen. Seit der Kündigungsnachricht aus dem Haus di Serris war sie nicht mehr ganz Herrin über ihren Körper. Die Botschaft war am Vorabend gekommen, geschniegelt wie immer: keine Szene, keine Entschuldigung, nur ein ordentliches Blatt mit Haussiegel und dem Satz, dass die Linie über sechshundert Dukaten „bis zur vollständigen Klärung von Register- und Reputationslage“ ausgesetzt sei. Mira hatte es ihr mit gesenktem Blick gebracht. Ihr Vater hatte es noch nicht gesehen. Zumindest hoffte Serana das. Sie selbst hatte in der Nacht kaum eine Stunde am Stück geschlafen. Ihre Brust war wie zugeschnürt gewesen, als habe jemand von innen die Rippen enger gestellt. Nun saß die

Müdigkeit hinter ihren Augen, und der Stolz war das Einzige, was sie noch gerade hielt.

Calveno Risskir blickte auf, langsam genug, um ihr das Warten selbst im ersten Blick noch einmal spüren zu lassen. „Herrin Valegian.“

„Herr Risskir.“

Er deutete auf den Stuhl. „Bitte.“

Diesmal setzte sie sich sofort. Nicht aus Gehorsam. Weil sie nicht wollte, dass er sah, wie unerquicklich weich ihre Knie sich anfühlten.

Calveno schlug ein Blatt auf. Nicht ihres. „Ihr kommt wegen der Speicherverlängerung.“

„Und wegen der Fährzuordnung. Und wegen allem, was Ihr seit Tagen offen lasst, bis es von selbst zur Strafe wird.“

Ein winziger Zug lief um seinen Mund. Man hätte ihn für Geduld halten können, wenn man ihn nicht schon besser gekannt hätte. „Ihr beginnt wieder mit Unterstellungen.“

„Ich beginne mit Zeitverlust.“

„Zeitverlust entsteht oft, wenn Unterlagen nicht vollständig oder widerspruchsfrei sind.“

„Meine Berichtigungen liegen seit gestern vor.“

„Ein Teil.“

Serana spürte, wie sich ihr Nacken verspannte. „Nennt mir den fehlenden.“

Calveno hob ein schmales Pergament an. „Die Zuordnung des fünften. Zwei Fahrten, ein abweichender Lastvermerk. Dazu die Nachzeichnung der Speicherliste.“

Serana zog das vorbereitete Blatt aus ihrer Mappe, schob es ihm hin und merkte dabei, dass ihre Finger nicht ganz still waren. Das Pergament streifte schief über die Tischplatte. Eine Kleinigkeit. Trotzdem hasste sie sie.

„Hier.“

Calveno nahm es, las, verglich mit seinem anderen Blatt und legte beides nebeneinander. „Mhm.“

„Ist das jetzt endlich deutlich genug?“

„Deutlich ist nicht dasselbe wie belastbar.“

Serana beugte sich vor. „Wollt Ihr mich mürbe machen oder nur Zeit gewinnen?“

„Für wen sollte ich Zeit gewinnen?“

Da war die Frage. Sauber. Gefährlich. Serana spürte, wie ihr zuerst das kalte, dann das heiße Blut in die Wangen stieg. Sie hätte Leomars Namen nicht nennen sollen. Gerade deshalb tat sie es beinahe.

„Für alle, die davon profitieren, wenn mein Betrieb erstickt wird, ehe die Saison dreht.“

Calveno legte das Blatt hin. „Das ist eine interessante Formulierung.“

„Nicht interessanter als Euer Amt.“

Er verschränkte die Hände. „Euer Ton wird nicht besser, Herrin Valegian.“

„Meine Frist auch nicht.“

Für einen Herzschlag war es still. Aus dem Gang drang entfernt das Schleifen eines Kastens über Stein. Irgendjemand sprach mit gedämpfter Stimme ein Stoßgebet oder eine Lieferzahl; in diesen Räumen klang beides ähnlich.

Dann zog Calveno eines der Blätter aus dem linken Stapel hervor und drehte es so, dass Serana das Siegel sehen konnte. Marktgericht. Ihr Magen sank.

„Da wir gerade von Fristen sprechen“, sagte er. „Es liegt nun außerdem eine Mitteilung vor, die die Risikolage Eures Hauses verändert.“

Serana wusste schon, bevor er das Blatt ganz zu ihr schob, was es war. Nicht den Wortlaut. Nur die Richtung. Haus di Serris. Kreditlinie. Aussetzung.

Sie nahm das Blatt nicht an. Sie las es, wo es lag. Jede Zeile fühlte sich an, als werde der Raum enger. Sechshundert Dukaten. Wirkung ab sofort. Klärung der Register- und Reputationslage.

Für einen Moment hörte sie das restliche Zimmer nicht mehr. Nur den eigenen Puls, laut und unerquicklich nah in der Kehle.

Calveno sah sie dabei an. Nicht offen gierig. Aber aufmerksam genug, dass es fast schlimmer war. „Unter diesen Umständen“, sagte er, „muss die Frage der Speicherverlängerung anders bewertet werden.“

Serana hob langsam den Blick. „Anders“, wiederholte sie.

„Ja.“

„Weil ein patrizisches Haus mir eine Linie entzieht.“

„Weil ein patrizisches Haus damit dokumentiert, dass selbst innerhalb Eurer möglichen Sicherungsstruktur kein hinreichendes Vertrauen mehr in die Stabilität der Lage besteht.“

Die Worte waren geschniegelt und grausam. Serana spürte, wie ihr Mund trocken wurde. Sie musste die Zunge gegen die Zähne drücken, ehe sie sprechen konnte. „Ihr benutzt also seine Entscheidung, um meine Lage weiter zu verschlechtern.“

„Ich benutze eine neue Tatsache.“

„Die von außen in meinen Hals gedrückt wurde.“

Calveno zog die Brauen leicht zusammen. „Eure Metaphorik ersetzt keine Sicherheiten.“

„Und Eure Höflichkeit ersetzt keine Gerechtigkeit.“

Das saß nicht tief genug. Sie sah es. Also stieß sie weiter, obwohl sie wusste, wie gefährlich das war.

„Sagt es doch ehrlich, Herr Risskir. Genau darauf habt Ihr gewartet. Ein sauberes Blatt, auf dem ein fremdes Haus mir das Vertrauen entzieht, damit Ihr die Strafklausel nicht aus Eurem Willen, sondern aus meiner angeblichen Lage vollstrecken könnt.“

Er wurde ganz still. Wieder diese gefährliche Stillheit, in die Männer wie er sich am liebsten beleidigt gaben, um ihre Macht als Sachzwang auszurollen. „Die Strafklausel“, sagte er, „steht in Eurem Vertrag, nicht in meinem Willen.“

Das Wort traf wie ein Schlag.

Serana spürte, dass ihr die Luft für einen Augenblick wegblieb. Nicht weil der Nachtrag erwähnt wurde — das war unausweichlich gewesen. Sondern weil er jetzt offen auf dem

Tisch lag zwischen ihnen, nicht mehr als verborgene Schubladenangst, sondern als amtliche Möglichkeit.

„Dann zieht ihn heraus“, sagte sie.

Calveno blinzelte. „Wie bitte?“

„Den Nachtrag. Legt ihn hin. Wenn Ihr schon vorhabt, mir damit die Kehle zuzudrücken, will ich wenigstens die Tinte sehen.“

Er sah sie einen Atemzug lang an, dann zog er tatsächlich ein weiteres Blatt aus der Seitenmappe. Das Pergament war ihr vertraut wie ein Alptraum: die schmale Schrift, die zusätzliche Klausel, die Strafsumme, die Formulierung zur Nichterfüllung. Vierhundert Dukaten. Überprüfung und mögliche Verweigerung der Speicherverlängerung bei ausbleibender Sicherstellung.

Sie merkte, dass ihre Hand sich von selbst vom Tisch löste und wieder darauf niederdrückte, viel zu fest. Die Kante schnitt ihr in die Haut. Gut. Wenigstens irgendwo war der Schmerz eindeutig.

„Wie ist dieses Blatt in Eure Hauptprüfung gelangt?“, fragte sie.

Calveno antwortete nicht sofort. Ein Fehler. Ein kleiner, aber sichtbarer.

„Das ist also die eigentliche Frage?“, sagte er stattdessen.

„Nein. Die eigentliche Frage ist, warum Ihr so lange gewartet habt, bis die Lage schmutzig genug war, dass Ihr es sauber nennen könnt.“

„Ich habe gewartet, weil ich nicht auf bloße Gerüchte prüfe.“

„Und jetzt habt Ihr ein schönes Hauspapier dazu.“

„Jetzt habe ich genug.“

Da war es. Genug. Nicht Recht, nicht Wahrheit. Genug.

Serana stand auf. Diesmal so abrupt, dass der Stuhl nach hinten stieß. Das Geräusch hallte lächerlich laut im kleinen Verwaltungsraum. Sie spürte sofort die Hitze im Gesicht, aber sie setzte sich nicht wieder. „Ihr wollt die Klausel also ziehen.“

Calveno blieb sitzen. Das machte ihn kleiner, aber mächtiger. „Ich will sie nicht. Sie ist da.“

„Und Ihr freut Euch, dass sie da ist.“

„Das unterstelle ich mir nicht.“

„Nein“, sagte Serana. „Das überlasst Ihr anderen.“

Sein Blick glitt kurz an ihr vorbei zur Tür. Vielleicht weil er prüfen wollte, wer hören konnte. Vielleicht weil er selbst spürte, wie schmal der Grat inzwischen geworden war. Dann stand er endlich doch auf und nahm ein kleines Register vom Seitentisch. Er schlug es auf, zog die Feder an sich und sagte in sachlichem Ton:

„Herrin Serana Valegian, ich muss Euch hiermit eröffnen, dass die Strafzahlung aus dem Nachtrag zum Fähr- und Lagervertrag zur Fälligkeit gestellt wird. Summe: vierhundert Dukaten. Frist zur Begleichung: drei Tage. Zugleich wird die beantragte Speicherverlängerung bis zur vollständigen Klärung und Leistung dieser Summe nicht positiv beschieden.“

Die Worte gingen ihr nicht zuerst in den Kopf. Sondern direkt in den Bauch. Es war, als hätte ihr jemand mit kalter Hand von innen alles zusammengedrückt. Drei Tage. Vierhundert Dukaten. Keine positive Beschiedung. Die Lampe brannte weiter. Draußen schob irgendjemand eine Kiste. Die Welt war unerquicklich ungerührt.

„Ihr erklärt also“, sagte sie, und ihre Stimme klang fremd, tiefer, fast zu ruhig, „dass Ihr mein Haus mit einem Blatt zerstören wollt, das ich hätte verbergen müssen, um meinen Vater zu schützen.“

Jetzt sah Calveno sie wirklich an. Vielleicht war dies der erste Satz des Morgens, der nicht geschniegelt klang. „Ihr habt es also bewusst zurückgehalten.“

Zu spät merkte Serana, was sie gesagt hatte.

Sie hätte zurückweichen können. Leugnen. Sich retten. Stattdessen geschah das Dümme und vielleicht Ehrlichste, was ihr in diesem Moment möglich war: Sie blieb stehen und sah ihn an, als könne allein der Blick verhindern, dass das eben Gesagte gegen sie geschrieben wurde.

„Ich habe es nicht offengelegt, weil es meinen Vater gebrochen hätte“, sagte sie.

Calvenos Finger ruhten auf der Feder. „Das ist ein Geständnis.“

„Nein“, fuhr sie ihn an. „Das ist der einzige anständige Satz in diesem Raum.“

Er schrieb trotzdem. Vielleicht nicht genau ihre Worte. Etwas Schlimmeres: die verwaltbare Form davon.

Serana hörte das Kratzen der Feder und spürte, wie ihr Zorn wieder heiß wurde. Nicht als Kraft. Als Übelkeit.

„Schreibt ruhig“, sagte sie. „Schreibt, dass die Tochter versucht hat, den Vater vor der Schande zu schützen. Schreibt, dass sie dafür zu spät merkt, wie Männer mit Registern und Siegeln daraus einen ordentlichen Untergang machen.“

Calveno legte die Feder ab. „Ihr sprecht, als wäret Ihr das einzige Opfer einer Ordnung, die für alle gilt.“

„Nein.“ Sie lachte einmal, kurz, hässlich. „Ich spreche als jemand, der gerade lernt, für wen sie wirklich weich bleibt.“

Sie griff nach dem Nachtragsblatt. Calveno machte eine Bewegung, als wolle er es ihr entziehen, zu spät. Das Pergament knisterte zwischen ihren Fingern. Für einen wilden Augenblick wollte sie es zerreißen. Das Geräusch wäre wunderschön gewesen. Stattdessen zwang sie die Hand still. Wer Tempelpapier zerriss, verlor nicht nur einen Vertrag, sondern die letzte saubere Form von Würde.

Also legte sie es wieder hin. Zu hart. Die Lampe flackerte.

„Vierhundert Dukaten in drei Tagen“, sagte sie. „Und bis dahin keine Verlängerung.“

„So ist es.“

„Und wenn ich nicht zahle?“

„Dann wird das Lagerhausrecht für die laufende Saison nicht bestätigt.“

Das war der eigentliche Schlag. Nicht die vierhundert. Die Saison. Der Speicher. Alles, was an Personal, Fahrten, Miete, Brot und Gesicht daran hing.

Serana spürte, wie ihr Blick unscharf wurde. Nicht von Tränen. Vom plötzlichen, ganz körperlichen Wissen, was das bedeutete. Soren. Mira. Die beiden Jungen an der Fähre. Ihr Vater, wenn die Nachricht ihn in seinem Zimmer erreichte. Die Bohlen des Speichers, auf denen noch Säcke lagen, die vielleicht bald anderen gehören würden.

Calveno beobachtete sie. Vielleicht nicht grausam. Nur amtlich. Man konnte in Grangor auch ohne Grausamkeit Leben ruinieren.

„Ihr könnt beim Marktgericht auf Stundung dringen“, sagte er.

Serana sah ihn an, als habe er ihr gerade Almosen angeboten. „Mit welcher Sicherheit? Der entzogenen Kreditlinie eines Hauses, das mich geschniegelt ins Leere laufen lässt?“

Ein kaum sichtbares Zucken lief über sein Gesicht. Er kannte also die Farbe ihrer Wut. Gut.

„Das ist nicht meine Zuständigkeit.“

„Nein“, sagte sie. „Eure Zuständigkeit ist nur, den richtigen Moment zu finden.“

Sie nahm ihre Mappe vom Tisch. Diesmal nicht fahrig. Zu langsam fast. Weil sie jede Bewegung brauchte, um nicht zu schwanken. Als sie den Stuhl beiseiteschob, streifte die Lehne dennoch gegen ihre Wade. Ein kleiner Schmerz. Sie war dankbar dafür.

An der Tür blieb sie noch einmal stehen. Nicht um Gnade zu bitten. Nur weil ihr Körper noch eine halbe Sekunde brauchte, um den Raum wirklich zu verlassen.

„Herr Risskir“, sagte sie, ohne sich umzudrehen, „vergesst eines nicht: Ihr habt heute nicht nur eine Klausel vollzogen. Ihr habt Euch entschieden, welchem Gesicht Ihr die Korrektheit glaubt.“

Er antwortete nicht. Vielleicht weil er keine Formulierung fand, die fromm genug geklungen hätte.

Serana ging hinaus in den Korridor. Dort war es kühler. Ihr wurde trotzdem nicht leichter. Sie hielt die Mappe so fest gegen die Brust gedrückt, dass die Kante in die Rippen schnitt. Drei Schritte weit schaffte sie es ordentlich. Dann musste sie an die Wand. Nur kurz. Nur damit der Boden aufhörte, sich unter ihr so unerquicklich leer anzufühlen.

Sie hatte den Nachtrag selbst offengelegt.

Nicht ganz freiwillig. Nicht ganz unfreiwillig. Eher so, wie Menschen stolpern, wenn sie schon zu lange gegen dieselbe Last stemmen.

Und genau damit hatte sie Calveno Risskir die letzte verwertbare Wahrheit gegeben, die er brauchte, um aus einer Schlinge einen Vollzug zu machen.

Der Versuch, ihre Würde und ihren Vater zu retten, hatte die Mechanik des Verlusts nicht mehr aufgehalten.

Er hatte sie aktiviert.

Der leerstehende Speicher auf Terra Ferma stand am Rand eines schmalen Nebkanals, halb hinter einer Reihe niedriger Werkstätten verborgen, als schäme er sich seiner eigenen Nutzlosigkeit. Früher hatte dort Gewürzware gelegen, dann Färberholz, zuletzt gar nichts mehr, nur Staub, alte Jutespuren und der Geruch von nassem Holz, das zu lange ohne Last geblieben war. Durch die Ritzen in den Bohlenwänden drang Abendluft herein; sie roch nach Wasser, Moder und fernem Rauch. Über ihnen knackte gelegentlich ein Balken, als erinnere sich das Gebäude an Zeiten, in denen Gewicht noch etwas Gutes gewesen war.

Serana Valegian hatte den Ort gewählt, weil niemand von Bedeutung hierherkam.

Gerade deshalb fühlte sich jeder Schritt über die leeren Dielen an, als halte er lauter, als er durfte. Sie war früher da gewesen. Nicht aus Sehnsucht. Aus dem unerquicklich klaren Wunsch, den Raum

zuerst gegen sich selbst auszuhalten. Seit Calveno Risskirs Entscheidung lag alles in ihr wie schlecht verteilte Last: die vierhundert Dukaten, drei Tage Frist, das Lagerhausrecht für die laufende Saison, das nun nicht mehr wie ein wackelnder Balken, sondern wie ein bereits angesägter Träger wirkte. Dazu Leomars gekündigte Kreditlinie, geschniegelt zugestellt, so trocken, dass sie das Blatt am liebsten gegen die Wand geschlagen hätte. Sie hatte es nicht getan. Stattdessen hatte sie den Nachmittag damit verbracht, ihrem Vater auszuweichen, Mira anzulügen, dass es sich um „noch laufende Fragen“ handle, und sich dann selbst dabei zuzusehen, wie sie immer härter sprach, je näher die Scham rückte.

Jetzt stand sie am offenen Tor des Speichers, die Arme verschränkt, weil ihr sonst die Hände verraten hätten, wie sehr sie zitterten. Unter dem dunklen Kleid trug sie noch das Mieder vom Tag; es schnürte ihr die Rippen enger, als wäre die Luft selbst zur Gläubigerin geworden. Eine lose Strähne hatte sich aus der Frisur gelöst und klebte an ihrer Schläfe. Sie ließ sie dort. Es war ihr gleich.

Schritte draußen auf dem Bohlensteg.

Leomar.

Natürlich erkannte sie ihn längst, bevor seine Gestalt im Speicherrahmen erschien. Nicht an der Kleidung. An der Art, wie jemand ging, der seine Kontrolle mit jedem Schritt neu anlegen musste. Als er eintrat, trug er keinen Mantel mehr, nur den dunklen Rock, der an den Schultern leicht vom Abendnebel gezeichnet war. Er sah müde aus. Nicht poetisch müde. Wirklich. Zu wenig Schlaf, zu viele Entscheidungen, zu viel Beherrschung über einem Körper, der das alles längst nicht mehr ordentlich mittrug.

Für einen Augenblick sagte keiner etwas.

Der Speicher nahm ihr Schweigen auf und machte es größer. Von draußen schlug Wasser gegen einen Pfahl. Irgendwo in der Nachbarschaft bellte ein Hund zwei Mal und schwieg wieder.

„Du wolltest sprechen“, sagte Serana schließlich.

Kein Herr di Serris. Kein Schutz durch Förmlichkeit mehr. Nur noch diese direkte, gefährliche Schlichtheit.

Leomar blieb drei Schritte von ihr entfernt stehen. Nah genug, dass sie sein Gesicht lesen konnte, fern genug, dass keiner behaupten konnte, er bedränge sie. „Ja.“

„Dann sprich.“

Er sah sich kurz um, als müsse er sich vergewissern, dass die Leere des Speichers wirklich so vollständig war, wie sie roch. Dann wieder zu ihr. „Ich habe die Kündigung nicht veranlasst.“

Serana lachte. Ein kleiner, hässlicher Laut. „Damit beginnst du?“

„Weil es stimmt.“

„Und weil du hoffst, dass Wahrheit jetzt noch hilft.“

„Vielleicht hilft sie nicht. Aber ich werde mich nicht für etwas anklagen lassen, das Dario angeordnet hat.“

Da war also der Name. Nicht Haus di Serris. Nicht der übliche Schleier aus Zuständigkeiten. Dario. Für einen Herzschlag hasste Serana, wie erleichternd es war, eine Person zu haben, auf die sie den Zorn sauberer richten konnte. Nur leider änderte das nichts an dem Blatt mit dem Siegel und nichts an der Tatsache, dass Leomar es nicht verhindert hatte.

„Und du“, sagte sie leise, „hast was getan?“

Er hielt den Blick. „Dagegen gesprochen.“

„Wie erfolgreich.“

Das traf. Sie sah es. Die Haut um seinen Mund spannte sich, und seine Hand zuckte kurz an der Seite, als wolle sie irgendetwas greifen und fand nichts. „Nicht genug.“

„Nein.“ Serana nickte langsam. „Nicht genug. Nie genug. Nie rechtzeitig. Nie so, dass der Schlag mich nicht trotzdem mit deinem Namen erreicht.“

Leomar atmete durch. Es klang kontrolliert. Es war keiner. „Ich konnte den Schuldschein—“

Er brach ab.

Serana hob den Kopf. „Den was?“

Zu spät merkte auch er, was ihm beinahe aus dem Mund gefallen war. Das sah man nicht an großen Gesten. Nur an dem einen, stummen Fluch, der über sein Gesicht lief, bevor er alles wieder glättete. Zu spät.

„Nichts“, sagte er.

„Ach, natürlich.“

„Serana—“

„Nein.“ Sie stieß sich vom Torpfosten ab und kam einen Schritt näher. Nicht viel. Gerade genug, dass ihre Wut nicht mehr nur Stimme war, sondern Bewegung. „Nicht wieder. Nicht jetzt wieder dieses halbe Offenwerden, damit ich sehe, dass da etwas ist, und dann ziehst du es zurück, als sei ich nicht würdig genug für den ganzen Satz.“

„Es hat nichts mit würdig zu tun.“

„Womit dann? Mit deiner Gewohnheit, alles zu verschweigen, bis es nur noch als Katastrophe sichtbar wird?“

Der Satz saß. Er hätte sie fast zufriedenstellen können, wenn sein Gesicht nicht gleichzeitig verraten hätte, wie nah sie damit an etwas Wirklichem war.

„Du kennst nicht alle Gründe“, sagte er.

„Natürlich nicht. Ich kenne nie alle Gründe. Ich kenne nur die Folgen. Erst das Bankett. Dann die gesperrte Linie. Jetzt vierhundert Dukaten in drei Tagen und ein Speicherrecht, das mir unter den Händen weggezogen wird. Aber nein, ich kenne nicht alle Gründe.“

Ihre Stimme war lauter geworden. Der leere Speicher warf sie ihr mit rauer Deutlichkeit zurück. Sie hörte selbst, wie atemlos sie klang, und genau das machte sie noch wütender.

Leomar trat nun ebenfalls einen Schritt auf sie zu. „Und ich kenne deine nicht!“

Stille.

Dann, schärfer: „Ich weiß nur, dass du jeden Versuch, dir den Rücken freizuhalten, behandelst, als wolle ich dir ein Messer hineinstecken.“

Serana starrte ihn an. „Mir den Rücken freihalten?“ Sie lachte wieder, diesmal beinahe fassungslos. „Ist das jetzt dein Name dafür? Für sechs Zeilen Haussiegel, die mir die letzte brauchbare Luft abgeschnitten haben?“

„Ich habe sie nicht geschrieben!“

„Aber du hast sie kommen lassen!“

Leomar fuhr sich mit beiden Händen kurz durchs Haar, eine so unbeherrschte Bewegung, dass sie ihm selbst peinlich gewesen sein musste. Als die Hände wieder sanken, stand ihm eine dunkle Strähne nicht mehr ganz geschniegelt aus der Stirn. Serana hasste, dass sie das bemerkte. Sie hasste noch mehr, dass es ihn menschlicher machte.

„Was hätte ich tun sollen?“, stieß er hervor. „Dario das Blatt aus der Hand reißen? Vor dem Hausrechner? Vor den Büchern?“

„Vielleicht einmal etwas verlieren, das nicht ich bin.“

Der Satz hing zwischen ihnen. Schwer. Ekelhaft genau.

Leomar wurde still. Nicht aus Kälte. Aus Treffer. Serana sah ihn atmen, zu flach jetzt, als müsse er jede Rippe einzeln überzeugen. Für einen Moment dachte sie, er würde endlich etwas sagen, das den Raum aufriss. Stattdessen kam etwas anderes.

„Du glaubst wirklich“, sagte er leise, „ich hätte dich bewusst in diese Lage gedrängt.“

„Ja.“

Einfach. Ohne Zier. Die Wahrheit, wie sie in ihr saß.

Er nickte einmal, als nehme er einen Schlag an, gegen den sich Widerspruch nicht mehr lohnte. „Dann bist du ungerechter, als ich dachte.“

Da war er wieder, der kleine kalte Ton, der sie regelmäßig zur Weißglut brachte. Nicht weil er laut war. Weil er sie auf eine Weise verkleinerte, die nach Urteil klang.

„Ungerecht?“ Serana trat noch näher. Jetzt trennten sie höchstens zwei Armlängen. „Du willst mit mir von Gerechtigkeit reden? Nach allem? Du, der du jede Nähe nimmst, solange sie dich den

nächsten Morgen nicht hindert, geschniegelt an einem Tisch zu sitzen und zu entscheiden, was man mir noch zumuten kann?“

„Das ist niederträchtig.“

„Wahr.“

„Nein.“ Jetzt wurde auch seine Stimme härter. „Es ist bequem. Für dich. Weil dann alles, was von außen auf dich einstürzt, wenigstens mein Gesicht tragen darf.“

Das traf. Nicht sauber. Eher wie ein Stein, der auf eine ohnehin schon verletzte Stelle fällt. Serana spürte es an der jähen Hitze hinter den Augen. Nicht weinen, dachte sie, und schon die Form des Gedankens beleidigte sie.

„Weißt du, was bequem für mich wäre?“, fragte sie. „Nicht hier zu stehen und mit einem Mann zu reden, der mich küsst, als sei ich etwas Persönliches, und mich dann behandelt, als wäre ich ein Vorgang mit Stimmbruch.“

Leomar wurde blasser. Nur wenig. Doch genug. „Das ist unfair.“

„Ja.“ Sie nickte. „Und du? Du hast mir gegenüber wann genau fair gehandelt? Als du im Bankettsaal gesagt hast, meine Reaktion sei unbedacht? Als du im Hafenkontor meintest, ich sei nicht vernünftig? Oder als du mir die Linie entzogen hast, ohne einmal den Mut zu haben, es selbst zu bringen?“

„Ich habe sie dir nicht entzogen!“

„Aber sie ist weg!“

Das Echo kam von den Balken zurück. Weg. Weg.

Für einen Augenblick standen sie beide nur da und hörten dem Wort nach, als gehöre es dem Speicher selbst.

Dann sagte Leomar, tief und rau, als koste ihn jedes Wort: „Und du? Wann genau wolltest du mir sagen, was in deinem Vertrag steht?“

Serana erstarrte.

Es war kein großes, theatralisches Erstarren. Nur dieses eine Herzstolpern, der winzige Stillstand des Atems, den der Körper nicht verbergen kann, wenn jemand überraschend nah an ein verborgenes Schloss fasst.

Leomar sah es. Natürlich sah er es.

„Also doch“, sagte er.

Serana hob das Kinn, zu hoch. „Wovon sprichst du?“

„Von etwas, das da ist und von dem du nie sprichst, obwohl jeder deiner Sätze darum herumgeht.“

„Und du wirfst mir Geheimnisse vor?“

„Ja.“ Nun war keine Glätte mehr darin. Nur Müdigkeit und Zorn.
„Weil ich inzwischen nicht einmal mehr sicher bin, ob du diese Verbindung je wolltest oder nur die Zeit, die sie dir verschafft.“

Da war er. Der eigentliche Vorwurf. Nicht Geschäft. Nicht Kredit. Nicht Ruf. Zeit. Rettung auf Zeit. Er traf sie mitten hinein.

„Und ich bin nicht sicher“, schoss sie zurück, „ob du mich je wolltest oder nur den Betrieb, den Namen und die hübsche Geschichte, dass Haus di Serris noch selbst dort Ordnung stiften kann, wo andere schon untergehen.“

„Beim Gott des Handels, Serana—“

„Nein!“ Nun war auch ihr Kontrollrest weg. „Nenn nicht die Götter, wenn du nicht einmal den Mut hast, dein eigenes Begehren oder deine eigene Berechnung zu benennen!“

Die Worte standen nackt im Raum. Begehren. Berechnung. Endlich einmal beides offen, und gerade deshalb unerträglich.

Leomar sagte erst nichts. Dann, viel zu leise: „Vielleicht kann ich beides nicht mehr sauber trennen.“

Das hätte sie halten können. Einen Moment wenigstens. Eine Spalte öffnen. Stattdessen tat es genau das Gegenteil. Es klang zu sehr nach dem, was sie am meisten fürchtete: dass selbst seine Nähe am Ende in dieselbe Waage fiel wie alles andere.

„Natürlich kannst du das nicht“, sagte sie. „Weil für Männer wie dich am Ende alles zu einer Verhandlung wird.“

Leomar sah aus, als hätte sie ihn geschlagen. Nicht schön. Nicht befriedigend. Nur sichtbar.

„Und für Frauen wie dich“, sagte er, nun seinerseits grausam präzise, „wird jede Hilfe zur Beleidigung, sobald sie nicht auf Knien kommt.“

Serana sog scharf Luft ein. Der Satz saß. Tief. Tiefer, als sie zugeben würde. Genau darum war er so gemein.

Sie hätte schweigen können. Vielleicht alles enden lassen, ohne sich noch tiefer hineinzureden. Stattdessen hörte sie sich sagen: „Ich würde eher im Kanal ersaufen, als von dir auf Knien gerettet zu werden.“

Da war die Überschreitung. Beide wussten es sofort.

Leomar trat zurück. Nur einen Schritt. Aber dieser Schritt war schlimmer als Nähe. In seinem Gesicht schloss sich etwas, das

vorher wenigstens noch verletzlich ausgesehen hatte. „Gut“, sagte er.

Nicht laut. Nicht bitter. Nur leer genug, um wirklich gefährlich zu sein.

Seranas Brust zog sich zusammen. Sie wollte den Satz zurückholen und hasste sich im selben Augenblick dafür. Also griff sie nach dem Nächstbesten, das noch schärfer war.

„Und spar dir künftig die Küsse dazu. Sie machen die Berechnung nicht edler.“

Das war unfair. Niedrig. Sichtbar niedrig. Genau deshalb traf es.

Leomar wurde erst still, dann sehr ruhig. Zu ruhig. „Wenn du glaubst, das sei Berechnung gewesen“, sagte er, „dann verstehst du weniger von mir, als ich von dir gehofft hatte.“

„Ich hoffe nichts mehr von dir.“

Wieder ein Satz, der beim Fallen schon tot war. Aber man hörte ihn trotzdem.

Lange sagte keiner etwas. Der Speicher knackte über ihnen. Draußen glitt ein Boot vorbei, und das Wasser schlug dumpf gegen die Pfähle. Grangor machte weiter, während drinnen zwei Menschen standen und alles falsch lasen, was der andere ihnen je gegeben hatte.

Schließlich zog Leomar die Handschuhe aus der Tasche seines Rocks. Eine lächerlich alltägliche Bewegung. Gerade deshalb war sie so endgültig.

„Dann bleibt uns nichts mehr zu besprechen“, sagte er.

Serana nickte. Sofort. Zu hart. „Nein.“

Er ging an ihr vorbei. Nicht dicht genug, um sie zu streifen. Das war vermutlich Absicht. Der Mangel an Berührung tat mehr weh, als es vernünftig war.

An der Tür blieb er noch einmal stehen. Nicht aus Hoffnung. Nur aus einem letzten Rest Anstand oder Dummheit. „Ich wollte dich nie übernehmen.“

Der Satz kam zu spät. Natürlich kam er zu spät.

Serana antwortete, ohne sich umzudrehen: „Und ich wollte dich nie ausnutzen.“

Auch das war wahr. Auch das nützte nichts mehr.

Als die Tür hinter ihm ins Schloss fiel, stand sie allein im leeren Speicher und hörte noch den Nachhall seiner Schritte auf dem Steg draußen. Erst als er verklungen war, merkte sie, dass ihre Hände schmerzten. Sie hatte die Fingernägel so tief in die Handflächen gedrückt, dass kleine Halbmonde zurückblieben.

Die Trennung geschah nicht, weil die Gefühle fehlten.

Gerade das machte sie so unerquicklich endgültig.

Sie geschah, weil zwischen ihnen nun jede Wahrheit zu spät und jede falsche Lesart längst stark genug geworden war, um als Wirklichkeit zu handeln.

In den Tagen nach der Trennung lief Grangor weiter, geschneigelt und ungerührt, als hätte es nichts damit zu tun, dass zwei Menschen gleichzeitig an derselben Stadt scheiterten. Die Brücken füllten sich morgens mit Trägern, Boten und Frauen mit

Körben; im Stadthaus wurden Register aufgebunden, im Efferd-Tempel Siegel gesetzt, im Haus des Handelsreisenden leise Stimmen gegen harte Wahrheiten getauscht. Nichts davon hielt an. Gerade das war die eigentliche Härte. Kein Zusammenbruch bekam Musik. Er fraß sich einfach durch den Alltag.

Leomar di Serris arbeitete in diesen Tagen wie ein Mann, der hofft, ein sauber geführtes Register könne einen beschädigten Willen ersetzen.

Er war früh im Kontorhaus und ging spät. Er diktierte Schreiben, prüfte Wechsel, ließ Listen für einen Gewürzposten nach Belhanka neu ziehen, nahm drei Gespräche mit Hafenversicherern entgegen und strich zwei davon so kühl zusammen, dass selbst Beraldo Cintres ihn danach vorsichtiger ansah. Seine Stimme blieb gleichmäßig, seine Kleidung tadellos, seine Unterschrift gerade. Nur sein Körper war nicht mehr ganz auf seiner Seite.

Am zweiten Morgen verschüttete er Tinte auf den Rand eines Kreditbuchs, weil seine Hand beim Umblättern um einen Fingerbreit zu hart aufsetzte. Selmino Vargella sagte nichts dazu. Er legte bloß schweigend ein Löschblatt hin. Leomar hasste dieses Schweigen mehr als einen Vorwurf.

Am dritten Tag merkte er mitten in einer Besprechung mit einem Glaslieferanten, dass er keine Ahnung mehr hatte, welche Summe der Mann eben genannt hatte. Zwölf Dukaten? Zwanzig? Der Händler sah ihn an, geschniegelt verunsichert. Leomar rettete sich mit einer Rückfrage, knapp und scharf genug, dass sie wie Absicht klang. Danach tat ihm der Kiefer weh, weil er die Zähne zu lange aufeinandergepresst hatte.

Nachts war es schlimmer. Er schlief nicht gar nicht, nur schlecht. Jedes Mal, wenn er endlich wegdämmerte, riss ihn etwas

Halbgebildetes wieder hoch: das leere Knacken eines Speichers, Seranas Stimme, wie sie „Ich hoffe nichts mehr von dir“ sagte, oder das Bild ihres Gesichts im Hafenkontor, als er das Wort vernünftig gewählt hatte und im selben Moment verstand, wie es bei ihr ankommen musste. Er lag dann im Dunkeln seines Zimmers, das Hemd am Rücken feucht, und starrte an die Decke, bis die Konturen des Dachbalkens gegen das erste graue Licht zurücktraten.

Einmal griff er im Halbschlaf nach dem Wasserglas und stieß es um. Das Wasser lief über den Tisch, in einen Stapel Notizen, die er am Abend noch geschniegelt geordnet hatte. Das Geräusch war klein. Es traf ihn trotzdem wie Hohn. Er stand barfuß auf den kalten Bodenfliesen, das Hemd offen, und presste das Tuch so fest auf das Papier, dass die Knöchel weiß wurden.

Dario sah die Folgen, ohne sie zu benennen. Genau das machte es schlimmer.

Am vierten Morgen, als Leomar im Ratszimmer einen Satz zur Umlenkung der politischen Unterstützung für einen Sitz in der Äußeren Stube nur zur Hälfte hörte, weil sein Blick am Fensterriegel hing, sagte Dario irgendwann: „Du siehst aus, als habe dir jemand über Nacht das Mark aus den Knochen gezogen.“

Leomar antwortete nicht.

„Das ist keine Sorge“, fügte Dario hinzu. „Nur ein Hinweis. Ein Mann, der aufsteigen will, darf nicht aussehen, als fräße ihn eine private Verwicklung.“

Leomar stellte die Feder hin. Nicht hart. Zu beherrscht. „Dann streicht meinen Namen für diese Runde.“

Dario hob die Augenbrauen. „So weit also.“

„So weit.“

„Wegen einer Frau?“

Leomar spürte, wie die Hitze ihm langsam ins Gesicht stieg.
„Wegen der Sache.“

Dario lächelte dünn. „Das ist meist dasselbe, wenn Männer zu spät klug werden.“

Leomar hätte den Satz abwehren können. Er tat es nicht. Weil die Kraft dazu fehlte. Weil in ihm längst etwas wusste, dass der Sitz in der Äußeren Stube ohnehin fort war, auch wenn noch niemand das Protokoll geschrieben hatte. Nicht durch Beschluss. Durch Umlenkung. Fehlendes Wohlwollen. Zwei Abende weniger Einladung. Ein zustimmendes Nicken an anderer Stelle. So starben in Grangor Karrieren: geschniegelt, ohne Schrei.

Er arbeitete also weiter. Mechanisch. Und jedes Mal, wenn er über Terra Ferma schrieb, über Lagerrechte, Fährfragen, Speicherlisten oder Zwischenabsicherungen, merkte er seinen eigenen Körper zuerst: das zu schnelle Schlagen am Hals, den kurzen trockenen Zug im Mund, die dumme Spannung in den Schultern. Er sprach ihren Namen nicht. Nicht einmal für sich. Gerade deshalb lag er unter jedem Satz.

Serana Valegian hingegen hatte keine Arbeit, die sich geschniegelt von ihr trennen ließ.

Ihr Körper reagierte schneller als ihre Gedanken. Schon am Morgen nach dem Streit im leeren Speicher hatte sie beim Öffnen der Schublade, in der der Nachtrag einst gelegen hatte, einen solchen Stoß in der Brust gespürt, dass sie sich mit beiden Händen an der Tischkante festhalten musste. Mira hatte es gesehen und sofort gefragt, ob sie Wasser bringen solle. Serana hatte nein gesagt, viel zu scharf, und sich dafür eine halbe Stunde

später geschämt, als Mira schweigend das Frühstückstablett vor die Tür stellte und nicht mehr hereinkam.

Im Hof des Speicherhauses machte sie weiter, weil Stillstand noch demütigender gewesen wäre. Sie prüfte Lohnlisten, sprach mit Soren über die verbleibenden Säcke, schrieb zwei Bittgesuche neu und verbrannte das erste, weil die Schrift darauf gegen Ende sichtbar unruhig geworden war. Beim zweiten ging es besser. Äußerlich. Innen nicht.

Als einer der Fährjungen sie fragte, ob die Westfahrt nun doch ausfalle, reagierte sie zu schnell: „Wenn du mehr ruderst als fragst, hilft das dem Betrieb mehr.“ Der Junge wurde rot und nickte. Erst als er fort war, merkte Serana, dass ihre Hände zitterten. Nicht leicht. So, dass sie den nächsten Knoten im Beutel zweimal neu binden musste.

Ihr Vater hörte mehr, als sie wollte. Nicht alles. Aber genug, um die Luft im Haus zu verändern. Einmal kam Ardan Valegian tatsächlich die Treppe hinunter in den Kontorraum, bleich und zu dünn, und fragte nur: „Ist die Linie fort?“ Serana stand mit dem Rücken zu ihm und antwortete erst nach einem Atemzug: „Vorläufig.“ Das Wort war unerquicklich durchsichtig. Ardan sagte nichts mehr. Er ging langsam wieder hinauf, und seine Stille war schlimmer als jede Anklage.

Am Abend lag Serana dann wach und starrte in die Dunkelheit ihres Zimmers, wo der Regen gegen den Fensterladen schlug. Sie dachte nicht ordentlich. Eher in Stößen. Leomars Mund auf ihrem am Anleger. Seine Hand am Arm auf dem Steg. Sein Gesicht im Banketthaus, geschniegelt kühl. Sein Satz im Speicher: „Vielleicht kann ich beides nicht mehr sauber trennen.“ Sie hasste, dass gerade diese Erinnerung immer wiederkam. Nicht die ungerechten, praktischen Sätze. Die anderen. Die, die ein gefährlicheres Leben andeuteten, als sie es sich leisten konnte.

Am dritten Abend machte sie den Fehler, an der Kiste mit den alten Gewürzsäcken vorbeizugehen, die längst leer war und trotzdem noch einen schwachen, warmen Geruch nach Nelken und Piment hielt. Derselbe Duft hatte vor Wochen an Leomars Rock gehangen, nachdem er aus einem Kontorhof gekommen war. Das Wissen traf sie so unerwartet körperlich, dass ihr die Knie weich wurden. Sie musste die flache Hand gegen die Kistenwand drücken, bis das Schwindelgefühl nachließ.

Da stand sie dann. Im eigenen Hof. Eine erwachsene Frau, Verwalterin eines wankenden Betriebs, und atmete gegen eine leere Kiste an, weil ihr Körper sich an einen Mann erinnerte, den sie gleichzeitig verachten und zurückhaben wollte.

Sie hätte darüber lachen können. Tat es nicht. Es war nichts Lächerliches daran, wenn der eigene Stolz nicht einmal den Geruch eines Gewürzes ordentlich aushielt.

Auch sozial fraß die Trennung weiter, ohne dass jemand laut davon sprach. Mira erwähnte zweimal, dass eine Nachbarin von der kleinen Rahjabrücke „merkwürdig freundlich“ nach den Zukunftsplänen des Hauses gefragt habe. Soren berichtete, dass ein bisher verlässlicher Sacklieferant plötzlich nur noch gegen sofortige Barzahlung liefern wolle. Zwei Hilfskräfte kamen am fünften Morgen nicht. Nicht aus Bosheit. Sie hatten anderswo Arbeit gefunden, die sicherer klang. So einfach war Ruin oft. Nicht als großes Wegbrechen. Als langsames Dünnerwerden des Kreises.

Leomar verlor im selben Zeitraum keine Diener. Sein Verlust war feiner und verletzender. Eine Einladung zu einem kleinen Verhandlungsabend bei den ter Veneri kam nicht. Das war alles. Kein Brief. Kein Tadel. Nur das Ausbleiben. Beraldo erwähnte es nebenbei, alldieweil er eigentlich über einen Salzposten sprach. Leomar nickte nur, als ginge es ihn nicht an. Danach brauchte er

einen Moment zu lange, um die nächste Summe korrekt zu nennen.

Am sechsten Tag traf er Thalia ter Broock im Vorraum des Hauses des Handelsreisenden. Sie sprach ihn nicht auf Serana an. Natürlich nicht. Sie betrachtete ihn nur, ließ den Blick einen Augenblick zu lang auf seiner zu blassen Gesichtsfarbe ruhen und sagte dann: „Manche Menschen halten Schweigen für Kontrolle. Dabei ist es oft nur teurer Aufschub.“

Leomar erwiderte: „Das Haus des Handelsreisenden verdient gut an Aufschub.“

„Nur, wenn andere ihn kaufen“, sagte sie und ging weiter.

Der Satz blieb ihm den ganzen Tag im Nacken sitzen wie eine Hand, die man nicht abschütteln konnte.

Serana bekam ihrerseits zwei Tage später mit, dass Calveno Risskir die Sache nun „förmlich sauber“ nannte. Nicht ihr gegenüber. Jorun hörte es von einem Bootsmann, der es von einem Tempelschreiber hatte, der wiederum beim Wein zu laut gesprochen hatte. Förmlich sauber. Serana musste sich beim Hören des Ausdrucks so fest an der Kante des Kontorpults halten, dass ihr die Fingerkuppen noch eine Viertelstunde später wehtaten.

Beide vermieden einander. Nicht heldenhaft. Eher feige mit guten Gründen.

Leomar nahm an einem Morgen den längeren Weg zum Stadthaus, nur um nicht über die Brücke zu müssen, von der aus man den Speicherhof der Valegian sehen konnte. Er redete sich ein, es spare Zeit. Es kostete ihn fast zehn Minuten mehr.

Serana änderte einmal absichtlich die Reihenfolge ihrer Botengänge, damit sie nicht am Kontorhaus di Serris vorbeimusste. Sie ging dafür durch eine schmalere, feuchte Gasse, in der ein Fischkarren gerade ausgeladen wurde. Der Geruch war entsetzlich, und ein Knecht spritzte ihr unbeabsichtigt Wasser an den Saum. Sie nahm es hin, als müsse eine kleine äußere Unannehmlichkeit etwas ersetzen, das innen viel schlimmer arbeitete.

So vergingen einige Tage.

Nicht mit großen Taten. Mit organischem Stören. Mit Schlafmangel, Fehlgriffen, ausbleibenden Einladungen, Personal, das vorsichtiger sprach oder gar nicht mehr kam. Mit einer Liebe, die in keiner Stunde des Tages das Recht bekam, bloß Liebe zu sein, weil sie immer an Kredit, Gerücht, Speicherrecht und Hauspolitik hing. Mit zwei Menschen, die das jeweils noch immer im Körper trugen und gerade deshalb keine Handlung daraus gewinnen konnten.

Die Trennung war kein leerer Raum.

Sie war ein Nachbeben.

Und während sie einander mieden, arbeiteten andere bereits damit: Dario di Serris lenkte Unterstützung um. Lieferanten zogen sich still zurück. Tempel und Register taten nur, was sie immer taten. Das Schweigen zwischen Leomar und Serana schützte niemanden. Es machte nur die sekundären Verluste geräuschloser.

Das war vielleicht das Schlimmste daran.

Nicht, dass sie sich nicht sahen.

Sondern dass die Stadt in dieser Abwesenheit sofort wusste, wie man weiter an ihnen verdient.

Das Marktgericht von Grangor lag an diesem Verhandlungstag nicht feierlich, sondern unerquicklich gewöhnlich da. Vor den Fenstern schob sich graues Nachmittagslicht über den Platz, auf dem Karrenräder durch altes Wasser schnitten und Boten mit verschnürten Mappen ein- und ausliefen. Drinnen roch es nach feuchtem Wolltuch, Lampenöl, alter Tinte und dem trockenen Staub von Pergament, das lange genug in Regalfächern gelegen hatte, um wichtiger zu wirken als die Menschen, die daran hingen. Auf dem Richtertisch stand das Messinggewicht für die Hauptrolle, daneben ein Bündel mit rotem Faden und zwei Siegeln. Nichts an dem Raum war dramatisch. Gerade deshalb war er so geeignet, etwas unwiderruflich zu machen.

Serana Valegian saß auf der linken Bank und hielt die Hände im Schoß, damit niemand sah, wie stark sie zitterten.

Seit dem Morgen hatte sie kaum etwas gegessen. Nicht aus Stolz. Ihr Magen hatte jeden Bissen zurückgewiesen wie einen schlechten Handel. Unter dem dunklen Kleid trug sie ein frisches Mieder, doch auch dieses saß zu eng, weil ihr Brustkorb sich bei jedem Atemzug anfühlte, als müsse er erst gegen eine unsichtbare Bandage arbeiten. Mira hatte ihr beim Ankleiden einmal zu lange in die Augen gesehen und dann ohne Frage die bessere Haarnadel gebracht. Diese kleine Geste hatte Serana fast mehr erschüttert als jedes amtliche Schreiben.

Neben ihr lag die Mappe mit den letzten Unterlagen: Gesuche, Berichtigungen, die sinnlos gewordene Bitte um Verlängerung. Weiter rechts saß Ardan Valegian.

Ihr Vater hatte darauf bestanden zu kommen.

Schon der Weg ins Stadthaus hatte ihn sichtbar zu viel gekostet. Zweimal war er auf der Treppe stehen geblieben, als wolle er bloß den Atem ordnen; jedes Mal hatte Serana so getan, als bemerke sie es nicht. Nun saß er in seinem dunklen Hausrock aufrecht, die Hände auf dem Stocknauf, den Mund schmal. Das Gesicht war wächsern, die Augen wach. Gerade das machte alles schlimmer. Nicht Schwäche entmachtete einen Menschen am würdelosesten, sondern dass er gezwungen war, hellwach zuzusehen, wie andere sein Leben in die richtige Rubrik schoben.

Auf der gegenüberliegenden Seite stand Calveno Risskir mit zwei Unterlagenbündeln und der Haltung eines Mannes, der sich um nichts weniger sorgen musste als um Beliebtheit. Hinter ihm ein Tempelschreiber mit blauem Faden und ein Gerichtsdienner, der bereits aussah, als wüsste er, worauf der Tag hinauslief, und als ginge ihn das persönlich nichts an.

Leomar di Serris kam später herein, nicht als Partei, sondern als Zuhörer mit Interesse am Registerstreit. Genau diese Stellung schmerzte Serana, noch ehe sie ihn ganz ansah. Weder ihr noch ihr Gegner. Dazwischen. Sauber genug, um nicht direkt zu haften. Schmutzig genug, um alles zu fühlen.

Er trug dunklen Rock, dunkle Handschuhe, tadellose Haltung. Nur wer ihn so genau kannte, wie Serana es inzwischen wider Willen tat, sah die Mängel: die Müdigkeit in den Augen, den etwas zu harten Zug am Mund, die Spur von Farbe, die fehlte. Er setzte sich nicht ganz hinten, aber auch nicht nach vorn. Eine Position,

aus der man alles sah und nichts direkt entschied. Gerade deshalb hasste sie ihn in diesem Augenblick beinahe wieder.

Dann kam die Gerichtsschreiberin.

Madalena Orfen, klein, knochig, mit einer Stimme, die nicht laut werden musste, um den Raum zu ordnen. Sie trug die schlichte schwarze Amtstracht des Marktgerichts, der rote Faden ihres Rollenbündels lag sauber über dem linken Unterarm. Als sie Platz nahm, wurde das Murmeln in der Stube dünner. Nicht feierlich. Nur funktional. Hier brauchte Macht keine Höhe, nur Protokoll.

„Verhandlung in der Sache Valegian gegen den Registervollzug aus dem Nachtrag zum Fähr- und Lagervertrag“, sagte sie und nickte der Schreiberbank zu. „Es geht um Strafsumme, Registerwürdigung und daraus folgende Nutzungsfrage für die laufende Saison.“

Serana hörte den Satz und spürte ihn wieder zuerst im Körper. laufende Saison. Da lag alles darin. Nicht ein Papier. Nicht eine Eitelkeit. Der ganze Sommer ihres Hauses.

Madalena Orfen sah über den Tischrand zu Calveno Risskir. „Herr Risskir, legt vor.“

Calveno tat es ohne Hast. Er ordnete die Blätter, als wolle er allein durch saubere Kanten beweisen, dass seine Sache rechtmäßig sei. „Der Nachtrag ist wirksam. Die Strafsumme über vierhundert Dukaten wurde fällig gestellt. Die fristgemäße Sicherstellung des Speicher- und Fährbetriebs ist nicht erfolgt. Zusätzlich liegt seit wenigen Tagen die Aussetzung einer wesentlichen Kreditlinie durch Haus di Serris vor, was die Fähigkeit zur geordneten Fortführung weiter in Zweifel zieht. Unter diesen Umständen ist die beantragte Speicherverlängerung für die laufende Saison nicht verantwortlich.“

Verantwortbar.

Immer dieses Wort. Als hinge Verantwortung nie an Gesichtern.

„Die Unterlagen“, fuhr Calveno fort, „wurden im Verlauf der letzten Wochen mehrfach ergänzt, berichtigt und teilweise verspätet eingereicht. Darüber hinaus hat Frau Valegian im Verwaltungsraum selbst eingeräumt, den Nachtrag bewusst nicht offen gelegt zu haben.“

Ardan Valegians Hand auf dem Stockknauf zuckte. Nur wenig. Serana sah es trotzdem und fühlte, wie ihr sofort die Kehle eng wurde.

Madalena Orfen wandte den Blick zu Serana. „Bestreitet Ihr die Wirksamkeit des Nachtrags?“

Serana stand auf. Zu rasch. Das Knie stieß gegen die Bankkante, ein kleiner Schmerz schoss hoch. Gut. Eindeutig. Sie legte die Hände an die Tischkante vor sich, damit ihre Stimme nicht von den Fingern verraten wurde.

„Ich bestreite nicht, dass der Nachtrag geschrieben wurde“, sagte sie. „Ich bestreite die Art, wie er jetzt vollzogen wird. Es gab Berichtigungen. Es gab laufenden Betrieb. Es gab die Aussicht, die Lage binnen Frist zu stabilisieren, wenn man sie nicht an drei Stellen zugleich absichtlich verengt hätte.“

Madalena Orfen hob die Brauen kaum merklich. „Absichtlich durch wen?“

Da war die Falle. Zu groß für eine einfache Antwort, zu klein, um ihr auszuweichen.

Serana spürte Leomars Blick, ohne ihn anzusehen. „Durch die Verkettung aus Registerverzögerung, Kreditentzug und der

Entscheidung, die ungünstigste Deutung meines Hauses sofort als maßgeblich zu behandeln.“

„Das ist keine Person“, sagte die Richterin trocken.

„Nein“, erwiderte Serana. „Das ist Grangor.“

Ein leiser Laut lief durch den Raum. Nicht Gelächter. Mehr dieses halbe Einziehen von Luft, wenn jemand etwas sagt, das man ungehörig und unerquicklich wahr zugleich findet.

Madalena Orfen tadelte sie nicht. „Antwortet auf die Sache.“

Serana zwang sich tiefer zu atmen. Ihre Rippen taten weh. „Die Sache ist: Mein Haus hat Fehler gemacht. Ja. Ich habe einen Nachtrag zurückgehalten, weil die Offenlegung meinen Vater entmachtet und unser Personal in Panik versetzt hätte. Das war keine List zum Betrug, sondern ein Versuch, den Betrieb zusammenzuhalten, bis ich eine tragbare Lösung finde.“

Sie merkte zu spät, wie offen sie damit wieder sprach. Aber jetzt gab es ohnehin kein Zurück mehr.

„Diese Lösung wurde erschwert“, fuhr sie fort, und jetzt war die Stimme fester, weil der Zorn ihr half, „nicht nur durch eigene Versäumnisse, sondern durch eine Kette formaler Verzögerungen und den Entzug einer Kreditlinie, die exakt in dem Moment verschwand, als sie die Strafsumme hätte abfedern können.“

Madalena Orfen blätterte. „Die Linie des Hauses di Serris ist hier nicht Verhandlungsgegenstand.“

„Für meinen Speicher schon.“

„Nicht rechtlich.“

„Aber tatsächlich.“

Die Richterin sah sie einen Augenblick lang an. Nicht feindselig. Nur so, wie man Menschen ansieht, die das Richtige am falschen Tisch sagen.

„Tatsächlichkeit“, sagte Madalena, „ersetzt hier nicht die Frage nach der Registerlage.“

Serana setzte an, aber Ardan Valegian legte plötzlich die Hand auf ihren Ärmel.

Es war keine große Bewegung. Doch sie durchzuckte Serana beinahe so heftig wie ein Ruf. Ihr Vater stand langsam auf, gestützt auf den Stock, und jeder im Raum sah, wie viel Kraft ihn allein das kostete.

„Dann lasst die Registerlage mich betreffen“, sagte er.

Seine Stimme war heiserer, als sie früher gewesen war. Aber sie trug.

Serana drehte sich halb zu ihm. „Vater—“

„Nein.“ Er sah nicht sie an, sondern die Richterin. „Das Haus Valegian wurde von meiner Tochter nicht geschädigt, weil sie leichtsinnig gewesen wäre. Es wurde zu lange von mir geführt, als sei Krankheit eine private Unannehmlichkeit und keine geschäftliche Gefahr. Wenn in diesen Unterlagen jemand zu spät offen war, dann nicht nur sie.“

Serana spürte, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich. Nicht wegen der Worte allein. Wegen der Demütigung, dass er sie hier sagte, vor Gericht, vor Tempelschreiber, vor Leomar. Vor einer Stadt, die es nicht vergessen würde.

Ardan sprach weiter, und nun zitterte seine Hand am Stock sichtbar. „Sie hat getan, was sie konnte. Schlechter, als sie dachte. Besser, als mancher in ihrer Lage täte. Aber sie hat nicht versucht, die Stadt zu bestehlen. Sie hat versucht, mich nicht vor meinem eigenen Hof als untauglich hinzustellen.“

Da war es. Die nackte Scham. Offen. Amtstauglich gemacht durch Wahrheit.

Serana konnte kaum atmen. Ihr Hals war so eng, dass sie für einen Moment wirklich meinte, nichts mehr sagen zu können. Sie merkte, dass sie mit der freien Hand den Stoff ihres Rocks krampfhaft gepackt hatte.

Calveno Risskir wartete, bis Ardan sich wieder setzte. Dann sagte er, geschniegelt korrekt: „Niemand unterstellt Betrugsabsicht. Das ändert die Wirksamkeit des Nachtrags nicht.“

Serana hätte ihn schlagen können. Nicht aus Kontrolle heraus. Aus dieser ganz rohen Wut, die kommt, wenn jemand die menschlichste Stelle im Raum ansieht und nur ihre fehlende Relevanz für die Rubrik feststellt.

Madalena Orfen nickte knapp. „So ist es. Die moralische Würdigung ist nicht Hauptgegenstand. Die Frage bleibt, ob das Gericht unter den vorliegenden Umständen die Verlängerung und damit die laufende Nutzung bestätigen kann.“

Sie sah zu Serana. „Könnt Ihr die vierhundert Dukaten binnen Frist leisten?“

Der Raum wurde sehr still.

Serana wusste, dass dies der Moment war, in dem manche Menschen noch logen. Aus Gewohnheit, Stolz, Hoffnung. Sie tat es nicht. Nicht mehr.

„Nein“, sagte sie.

Das Wort war klein. Trotzdem fühlte es sich an, als falle es schwer durchs ganze Gericht.

Madalena fragte: „Könnt Ihr eine gleichwertige Sicherheit stellen?“

Serana dachte an die fortgenommene Linie, an die phexische Ruhe, die längst keine Rettung mehr war, an die Leute in ihrem Hof, an Mira, an Soren, an zwei Jungen auf der Fähre, an einen Vater, der gerade öffentlich seine Ohnmacht mitgetragen hatte. Dann sagte sie: „Nicht in einer Form, die bis heute beglaubigbar wäre.“

Madalena Orfen schloss die Hauptrolle, langsam, beinahe bedauernd. Bedauern änderte nichts.

„Dann wird der Nachtrag formell bestätigt. Die Strafsumme bleibt fällig. Die beantragte Speicherverlängerung für die laufende Saison wird nicht gewährt. Das bisherige Nutzungsrecht läuft mit Ende der bestehenden Frist aus. Weitere Einlagerung unter dem bisherigen Recht ist unzulässig.“

Da war es.

Nicht laut. Nicht feierlich. Nur gesprochen.

Und doch ging es Serana durch den Körper wie ein Schlag. Für einen Moment hörte sie nichts danach. Nur das Blut. Nur das eigene Herz, das viel zu schnell und viel zu sinnlos gegen eine Entscheidung schlug, die davon ungerührt blieb.

Neben ihr machte Ardan ein Geräusch, klein und erstickt, als habe ihn der Satz nicht überrascht und dennoch tiefer getroffen, als sein kranker Körper ordentlich tragen konnte. Serana fuhr zu ihm herum, legte die Hand an seinen Unterarm. Er war kalt.

„Vater.“

„Ich sitze“, sagte er heiser. „Ich falle nicht.“

Gerade das machte es fast unerträglich.

Am Rand ihres Blicks sah sie Leomar. Nicht geschniegelt jetzt. Nur weiß um den Mund, die Hände so fest auf die Knäufe des Stuhlarms gelegt, dass die Finger sich hell abzeichneten. Er sagte nichts. Konnte vielleicht nichts sagen. Ein Teil von Serana wollte ihn dafür hassen. Ein anderer hasste mehr, dass seine Stille aussah wie echter Schmerz.

Madalena Orfen sprach bereits weiter. „Die Entscheidung wird im Register vermerkt. Übergangsfrist für die Räumungskoordination nach Maßgabe der Stadtaufsicht. Nächster Fall.“

Nächster Fall.

So schnell ging es. Eine Saison, ein Speicher, ein Betrieb — und schon rutschte die Stadt zum Nächsten weiter.

Serana setzte sich nicht sofort. Sie stand noch einen Herzschlag zu lang, während alles in ihr nach einer Sprache suchte, die größer gewesen wäre als Register und Urteil. Es gab keine. Also sammelte sie die Mappe ein. Ihre Finger gehorchten ihr erst beim zweiten Versuch richtig. Ein Blatt rutschte schief heraus; Leomar machte unwillkürlich eine Bewegung, als wolle er es aufheben, ließ die Hand aber sinken. Gut so. Sie hätte seine Hilfe vor allen Leuten nicht ausgehalten.

Als sie Ardan beim Aufstehen half, spürte sie, wie leicht er unter dem Stoff seines Ärmels geworden war. Er nahm ihre Unterstützung an, ohne den üblichen Trotz. Das war vielleicht die tiefste Schande dieses Tages.

Auf dem Weg zur Tür hörte Serana hinter sich das Federkratzen der Schreiberbank. Das Urteil wurde schon eingetragen. Mit rotem Faden. Mit sauberem Rand. Mit all der ordentlichen Würde der Schrift.

Im Vorraum des Marktgerichts blieb Ardan kurz stehen, um zu Atem zu kommen. Ein Gerichtsjunge drängte sich mit einem Bündel an ihnen vorbei, murmelte eine Entschuldigung und rannte weiter. Das Leben der Stadt hatte nicht einmal den Takt geändert.

„Soren muss es heute wissen“, sagte ihr Vater nach einer Weile.

Serana nickte. Ihre Kehle schmerzte. „Ja.“

„Und Mira.“

„Ja.“

„Die Jungen an der Fährle auch.“

Wieder nickte sie. Sie sah plötzlich alles so klar, dass es fast grausam wirkte: keine Einlagerung mehr für die Saison, ausfallende Fahrten, Sack um Sack, der nicht mehr unter ihrem Dach lag, Löhne, die man nicht mehr versprach, nur noch abrechnete. Das Lagerhausrecht war nicht bloß ein Vertrag gewesen. Es war der Takt ihres Hauses.

Und nun war dieser Takt amtlich beendet.

Hinter ihnen öffnete sich die Tür zum Gerichtssaal. Schritte. Stimmen. Leomar kam heraus, blieb aber mehrere Schritte entfernt stehen, als wisse er nicht einmal mehr sicher, ob sein bloßer Schatten nun Trost oder Beleidigung wäre.

Serana sah ihn an. Nicht lange. Lang genug.

In seinem Blick lag keine falsche Deutung mehr. Das machte nichts besser. Es machte nur klarer, was schon verloren war.

Sie wandte sich ab.

Der Preis der Geheimhaltung war nun nicht mehr Angst, nicht mehr Drohung, nicht mehr Aufschub. Er war amtlich. Für die laufende Saison verlor Haus Valegian das Lagerhausrecht und damit die Ertragsbasis, auf der alles andere noch hätte aufbauen können.

Und der Schaden blieb nicht abstrakt.

Er hatte Gesichter. Mira. Soren. Zwei Jungen an der Fähre. Einen alten Mann mit Stock. Eine Tochter, die noch aufrecht ging, obwohl die Stadt ihr gerade bescheinigt hatte, dass Aufrechtsein dasselbe war wie zu spät.

Der kleine Archivraum im Haus des Handelsreisenden lag hinter zwei unscheinbaren Türen und einer schmalen Wendeltreppe, die so eng war, dass zwei Menschen einander darauf nur mit Mühe passieren konnten. Hier oben roch es nach trockenem Staub, kaltem Wachs und dem alten Leder von Mappen, die mehr Geheimnisse trugen, als irgendein Tempel laut bekennen würde. Ein einziges Fenster, kaum breiter als eine Handspanne, ließ fahles Nachmittagslicht herein. Es fiel auf Regalfächer mit Bündeln, auf einen niedrigen Tisch und auf die graue Metallkassette, die Thalia ter Broock bereits geöffnet hatte.

Serana Valegian kam zuerst.

Nicht, weil sie neugierig gewesen wäre. Sondern weil Thalias Bote einen Satz überbracht hatte, der zu unerquicklich präzise war, um

ignoriert zu werden: Wenn Ihr noch wissen wollt, woran Ihr wirklich verloren habt, kommt allein.

Serana stand nun im engen Raum und hielt die Handschuhe in der linken Hand, so fest zusammengedrückt, dass das Leder warm geworden war. Seit dem Marktgericht fühlte sie sich, als trüge sie den Urteilssatz noch immer zwischen den Rippen. Jede Treppe machte ihr den Atem knapp, jede höfliche Stimme der Stadt klang wie Hohn. Sie hatte Soren bereits gesagt, dass der Speicher für die Saison verloren war. Der Mann hatte nur genickt und gefragt, ob er bis Wochenende noch bleiben solle, um die Reste zu ordnen. Mira hatte nichts gefragt. Sie hatte Serana beim Mantel einfach die Schultern einmal länger zuge drückt als nötig. Diese stillen Dinge waren schlimmer als offener Jammer.

Thalia stand mit einer kleinen Rolle Pergament in der Hand am Tisch. Ihr Gesicht wirkte an diesem Tag nicht härter als sonst. Nur weniger geduldig. „Ihr seht aus, als würdet Ihr gleich entweder jemanden erstechen oder umfallen.“

„Dann seid froh, dass Ihr nur Pergamente hier habt.“

„Ich bin bei Phex. Ich bin nie froh, nur vorbereitet.“

Serana hätte fast gelächelt. Fast. Stattdessen blieb sie stehen. „Ihr habt gesagt, ich solle kommen, wenn ich wissen wolle, woran ich wirklich verloren habe.“

„Ja.“

„Dann spart die Verzierung.“

Thalia nickte knapp. „Haus Valegian hat nicht nur an Risskir, nicht nur am Nachtrag und nicht nur am Hochmut patrizischer Tische verloren. Ihr habt auch an einem Mann verloren, der etwas Wesentliches zu lange verschwiegen hat.“

Seranas Finger schlossen sich härter um die Handschuhe. Sofort war ihr Mund trocken. „Leomar.“

„Natürlich.“

Thalia zog ein Blatt aus der geöffneten Kassette. Kein originales Schuldpapier, nur eine phexische Abschrift, ohne volle Namensnennung des Läufers, aber mit genügend Zeichen, um Wahrheit glaubhaft zu machen. Unten stand die Summe.

1800 Dukaten.

Serana sah die Zahl und spürte erst gar nichts. Dann, fast verzögert, diesen kalten, kranken Zug im Bauch.

„Was ist das?“

„Ein übernommener Schuldschein. Nicht sein eigener im Ursprung. Von ihm verdeckt getragen.“

Serana hob langsam den Blick. „Von wem?“

„Das steht nicht zu Eurer Beruhigung hier.“ Thalias Stimme blieb ruhig. „Nur dies: Er hat die Schuld übernommen, um jemanden aus seinem Haus vor öffentlichem Ruin zu schützen. Die Fälligkeit war kurzfristig. Die Zahlung von dreihundert Dukaten im Kontorhof, die Ihr gesehen habt, waren Zinsen darauf.“

Der Raum wurde kleiner. Nicht wirklich. In Seranas Brust.

Dreihundert Dukaten. Der phexnahe Mittelsmann. Der Hof. Ihr sauberer, wütender Schluss.

„Nein“, sagte sie leise.

Es war kein Widerspruch gegen Thalia. Mehr gegen die Erinnerung an sich selbst.

Thalia legte das Blatt hin. „Doch.“

Serana trat an den Tisch, zu schnell, und stieß mit der Hüfte gegen die Kante. Der Schmerz half nicht. Sie sah auf die Abschrift, auf die Zahl, auf die Randnotiz zur kurzfristigen Fälligkeit. Plötzlich war da alles gleichzeitig: Leomars starres Gesicht im Kontorhof, seine Schutzklausel im Marktgericht, seine halben Sätze, sein abbrechendes Schweigen, seine Wut, wenn sie ihm Übernahme vorwarf.

Und darunter die widerwärtige Erkenntnis, dass die schlimmste Deutung falsch gewesen war.

Nicht harmlos falsch. Zerstörerisch falsch.

„Er hätte es sagen können“, sagte sie.

„Ja.“

„Er hätte es sagen müssen.“

„Wahrscheinlich.“

„Dann kommt Ihr mir jetzt nicht mit phexischen Entschuldigungen.“

„Tue ich nicht.“ Thalia legte die Fingerkuppen auf die Kassette. „Ich sage nicht, dass er recht gehandelt hat. Ich sage, dass er nicht Euren Betrieb heimlich an sich zog. Er stopfte ein Loch im eigenen Haus, während Ihr ihn für das Loch in Eurem hieltet.“

Serana lachte kurz auf. Das Geräusch klang unerquicklich nah am Weinen, und sie hasste es sofort. „Wie schön. Dann haben wir einander also nur aus den falschen Gründen vernichtet.“

„Das ist schon viel präziser als die meisten Paare in dieser Stadt je werden.“

Serana hob den Kopf scharf. „Spart es.“

„Gern.“ Thalia zog ein zweites Blatt hervor. Dieses kannte Serana beinahe körperlich, noch bevor sie die Schrift sah: der Nachtrag. Nicht das Original, sondern eine Abschrift aus der Kette von Meldungen, die inzwischen durch Tempel und Gericht gelaufen waren. Vierhundert Dukaten. Strafklausel. Nichterfüllung. Verweigerbare Verlängerung.

„Und damit Ihr nicht versucht, aus seiner Schuld Eure Unschuld zu machen“, sagte Thalia, „zeige ich Euch nun das Gegenstück.“

Serana starrte auf das Blatt. „Ihr glaubt, ich brauche daran Erinnerung?“

„Menschen brauchen in Verletzung erstaunlich oft eine einfache Ordnung. Der andere war schlimm, also war ich rein. Ihr wart nicht rein.“

„Das habe ich nie behauptet.“

„Nein. Aber vielleicht gleich gedacht.“

Serana legte die Handschuhe auf den Tisch, weil ihre Finger plötzlich zu unruhig waren, um noch etwas zu halten. „Ich habe es verschwiegen, um meinen Vater zu schützen.“

„Ja.“

„Und am Ende gerade dadurch alles beschleunigt.“

„Ja.“

Thalia sagte das nicht hart. Gerade deshalb tat es weh.

Serana stützte beide Hände auf die Tischplatte. Die Holzplatte war kühl. Gut. Sonst wäre ihr womöglich schwindlig geworden.

„Er dachte also wirklich nicht, ich wollte ihn bloß als Rettungsfloß?“

„Doch“, sagte Thalia trocken. „Das dachte er zeitweise sehr wohl. Menschen mit echten Gefühlen denken in Krisen selten klügere Dinge übereinander als Menschen ohne.“

Serana schloss für einen Moment die Augen. Leomars Gesicht im leeren Speicher. sein Satz: ob du diese Verbindung je wolltest oder nur die Zeit, die sie dir verschafft. Auch das also nicht bloß Kalkül. Sondern Angst. Falsch gedeutete Angst.

„Und Ihr sagt ihm das Gleiche?“, fragte sie, ohne die Augen wieder zu öffnen.

„Natürlich. Getrennt. Ich bin nicht Rahja.“

„Was sagt Ihr ihm?“

„Dass Ihr den Nachtrag verborgen habt. Dass Ihr ihn nicht ausnutzen wolltet. Dass Ihr den Aufstieg begehrt habt, ja, aber nicht als leere Falle gegen ihn. Dass die Sache im Verwaltungsraum keine berechnete Selbstbeschädigung war, sondern Stolz, Scham und Dummheit in schlechter Reihenfolge.“

Serana öffnete die Augen wieder. „So formuliert Ihr über mich?“

„Heute ja.“

„Ich sollte beleidigt sein.“

„Seid lieber genau.“

Serana sah auf die beiden Blätter. Achtzehnhundert. Vierhundert. Zwei Zahlen, die sich zwischen sie gelegt hatten wie Mühlsteine. Nicht dieselben. Aber beide schwer genug, um jede Zärtlichkeit darunter zu zerreiben, wenn man sie nur lange genug verschwieg.

„Es ist zu spät“, sagte sie.

Thalia antwortete nicht sofort. Dann: „Für das Lagerhausrecht? Ja. Für das Urteil? Ja. Für die Äußere Stube? Vermutlich auch. Für die falsche Lesart? Nicht notwendigerweise.“

Serana hob den Blick. „Was soll mir das nützen?“

„Vielleicht nichts. Vielleicht nur, dass Ihr künftig wenigstens den richtigen Mann verachtet.“

Die Tür hinter ihr öffnete sich.

Serana fuhr herum, schneller, als gut war. Im Rahmen stand Leomar.

Er blieb auf der Schwelle stehen, als müsse er sich erst daran erinnern, wie ein Körper noch geht, wenn ihm gerade der letzte Schutz seiner Unwissenheit genommen wurde. Er hatte offenbar nicht gewusst, dass Serana schon da war. Das sah man an dem winzigen Stillstand in seinem Gesicht, bevor alles andere darüber fiel: Müdigkeit, Scham, ein harter Zug von Erwartung und Furcht.

Für einen Augenblick sagte keiner etwas.

Der Archivraum war zu klein für so viel Wahrheit.

Leomars Blick fiel auf die Blätter auf dem Tisch. Er brauchte nicht lange, um zu verstehen. Die Farbe wich ihm nicht ganz, nur gerade genug, dass die Wangenknochen schärfer wurden.

„Ihr habt es ihr gezeigt“, sagte er zu Thalia.

„Ja.“

„Und ihm?“, fragte Serana, ohne den Blick von Leomar zu nehmen.

„Auch“, sagte Thalia. „Ihr dürft mir später danken, wenn Ihr beide wieder ordentlich gehen könnt.“

Sie nahm die Kassette, schloss sie mit einem kleinen harten Klick und zog sich zur Tür zurück. Nicht hastig. Mit phexischer Diskretion, die genau wusste, wann Nähe nun niemandem mehr helfen würde.

Dann waren sie allein.

Leomar trat nicht näher. Serana ebenfalls nicht. Zwischen ihnen lagen der Tisch, die beiden Abschriften und alles, was längst eingetreten war: verlorener Speicher, gekündigte Linie, ruinierte Deutungshoheit, ein Bankett, ein Anleger, ein leerer Speicher, zu viele halbe Wahrheiten.

„Die dreihundert Dukaten“, sagte Serana schließlich, und ihre Stimme war rauer, als sie wollte. „Es waren Zinsen.“

Leomar nickte einmal. Langsam. „Ja.“

„Nicht für meinen Betrieb.“

„Nein.“

„Und du hast gedacht, ich wolle dich nur benutzen.“

Er schloss kurz die Augen. „Ja.“

Das war es. Keine Verteidigung. Nur dieses nackte Ja. Es ging ihr tiefer unter die Haut als jeder Rechtfertigungsversuch.

„Wir sind Narren“, sagte sie.

Ein seltsamer Laut kam aus ihm. Fast ein Lachen, aber viel zu müde dafür. „Das sind wir wohl.“

Serana merkte erst jetzt, dass ihre Hände noch immer auf dem Tisch lagen und sich in das Holz krallten. Sie ließ los. Zu schnell. Sofort pochten die Fingerkuppen.

„Die Wahrheit heilt nichts“, sagte sie.

„Nein.“

„Mein Speicher ist fort.“

„Ich weiß.“

„Dein Weg in die Äußere Stube auch?“

Er sah sie an, und im Blick lag etwas, das beinahe Scham ohne Schutz war. „Beinahe sicher.“

Sie nickte. Da war sie also, die Symmetrie, nach der niemand gefragt hatte. Nicht gleichwertig. Aber teuer auf beiden Seiten.

„Und dennoch“, sagte sie leise, „wolltest du mich nicht übernehmen.“

„Nie.“

„Und ich wollte dich nicht ausnutzen.“

„Ich weiß es jetzt.“

Wieder diese schreckliche Ruhe. Nicht schön. Nicht versöhnlich. Nur klar. Klar genug, dass der Schaden dahinter nicht kleiner wurde, sondern schärfer.

Leomar machte schließlich doch einen Schritt näher. Nur einen.
„Serana—“

Sie hob sofort die Hand. Nicht abweisend. Nur weil sie seine Nähe noch nicht ertrug, ohne dass der Körper ihr sofort andere Dinge verriet. „Nicht.“

Er blieb stehen. Das war vielleicht das Zärtlichste, was an diesem Tag noch möglich war.

„Ich musste es damals verschweigen“, sagte er. „Nicht weil ich dir nicht—“ Er brach ab, nahm den Satz neu. „Weil ich meinen Bruder nicht öffentlich vernichten konnte. Und weil ich dachte, wenn ich nur noch einen Tag gewinne, dann zwei, dann drei, könne ich es ordnen, bevor es dich trifft.“

Serana schloss die Augen für einen Atemzug. Genau dieselbe dumme Hoffnung. Ein Tag, zwei, drei. Bei ihr der Nachtrag. Bei ihm der Schulterschein. Verschwiegenheit, die sich jedes Mal als Schutz verkleidete und am Ende nur den Preis erhöhte.

„Ich dachte dasselbe“, sagte sie. „Über meinen Vater. Über den Nachtrag. Über alles. Immer nur noch einen Tag, bis ich es ohne Schande sagen kann.“

Leomar antwortete nicht gleich. Als er es tat, war seine Stimme tiefer. „Und stattdessen haben wir einander gerade so lange belogen, bis jede Wahrheit wie Verrat aussah.“

„Ja.“

Sie sahen einander an. Nun ohne die schlimmste falsche Deutung. Das hätte Erleichterung sein sollen. Es war fast schlimmer. Denn jetzt stand nichts Falsches mehr zwischen ihnen, das man später noch hätte zurechtrücken können. Nur der wirkliche Schaden.

Der Speicher für die Saison verloren. Die Kreditlinie geschlossen. Sein politischer Weg blockiert. Gerüchte in beiden Kreisen. Personal, das ging. Ein Vater, der vor Gericht hatte aufstehen

müssen. Ein Hausoberhaupt, das längst umgelenkt hatte. Ein Tempel, der zusah.

„Es kommt zu spät“, sagte Serana.

„Ich weiß.“

„Und doch wollte ich es wissen.“

„Ich auch.“

Leomar sah auf die Abschriften und dann wieder zu ihr. „Ich hätte dir wenigstens sagen sollen, dass die Zahlung im Hof nicht dir galt.“

„Und ich hätte dich fragen sollen, bevor ich mir daraus eine ganze Bosheit gebaut habe.“

Er verzog den Mund kaum merklich. „Du hättest mir vermutlich nicht geglaubt.“

„Wahrscheinlich nicht.“

Diesmal lachten sie beide nicht. Es war zu unerquicklich wahr.

Von unten drang irgendwo im Tempel ein gedämpftes Glockenzeichen herauf. Ein anderer Termin. Ein anderer Handel. Das Haus des Handelsreisenden ging weiter, unberührt von ihrer kleinen, teuren Erkenntnis.

Serana nahm ihre Handschuhe wieder auf. Langsam. „Nun wissen wir es.“

„Ja.“

„Und es ändert nichts.“

Leomar sah sie an. „Nicht am Eingetretenen.“

„Nein.“

Er nickte. Kein Widerspruch. Kein Trost.

Sie wollte gehen. Wirklich. Stattdessen blieb sie noch einen Moment stehen, weil der Körper dem klaren Entschluss nicht ganz folgte. Weil er noch wusste, wie seine Hand sich angefühlt hatte. Wie seine Stimme roh geworden war, wenn er nicht geschniegelt sprach. Wie unerquicklich nah der Verlust eines Menschen gehen konnte, den man gleichzeitig am liebsten schütteln und festhalten wollte.

Dann ging sie doch.

An der Tür blieb sie kurz stehen, ohne sich ganz umzudrehen. „Ich bin froh, dass die schlimmste Deutung falsch war.“

Hinter ihr dauerte es einen Atemzug. Dann sagte Leomar: „Ich auch.“

Sie wartete noch auf mehr. Es kam nicht. Vielleicht weil nichts mehr kam, das nicht sofort größer geklungen hätte, als es die Lage erlaubte.

Also verließ sie den Archivraum.

Die Wahrheit heilte die Deutung.

Nicht den Schaden.

Und gerade darin lag ihre Bitterkeit: Jetzt, da sie endlich wussten, dass der andere sie nicht auf die schlimmste Weise verraten hatte, war alles Unwiderrufliche bereits geschehen.

Das Stadthaus von Grangor wirkte an diesem Morgen besonders hell, als wolle die Stadt mit Licht verdecken, was sie an einem Menschen gerade aus dem Kreis der Verwendbaren schob. Im Hauskontor der di Serris standen die Fenster offen zum Kanal hin; feuchte Luft kam herein, trug den Geruch von Wasser, Talg und den frühen Lastkähnen mit sich. Auf dem langen Tisch im inneren Büro lagen drei Dinge nebeneinander, die nicht zufällig dort nebeneinander lagen: ein geöffnetes Kreditbuch, ein einzelnes Pergament mit dem Haussiegel in dunkelrotem Wachs und ein kleiner, abgegriffener Schuldschein, dessen Kanten von zu vielen heimlichen Fingern weich geworden waren.

Leomar di Serris stand davor und wusste, dass dies der letzte Morgen war, an dem er noch so tun konnte, als sei sein Schweigen nur verspätete Klugheit gewesen.

Er hatte in der Nacht kaum geschlafen. Wieder. Aber diesmal war es kein fahriges, zerfleddertes Wachliegen gewesen, sondern etwas Kälteres. Ein Entschluss, der sich mit jeder Stunde schärfer anfühlte. Als er im ersten grauen Licht aufgestanden war, hatte er beim Schließen der Manschette bemerkt, dass seine Finger nicht ganz still waren. Er hatte zwei Versuche gebraucht. Dann hatte er den Schuldschein aus dem Fach unter der losen Bodenleiste geholt, ihn einen Moment zu lange angesehen und begriffen, dass ein Stück Pergament erschreckend leicht sein konnte für etwas, das einen Mann den halben Brustkorb ausfüllt.

Jetzt war Dario di Serris schon da. Natürlich. Er saß nicht. Er stand am Fenster, die Hände hinter dem Rücken, und sah hinaus auf den Kanal, als gehe es nur um einen Morgen, nicht um einen Sturz. Auf dem zweiten Stuhl, seitlich und unerquicklich korrekt, saß Selmino Vargella mit einem Schreibbrett auf den Knien. Ein Zeuge. Ein Rechner. Einer, der Zahlen festhielt, damit Gefühle später nicht behaupten konnten, sie seien missverstanden worden.

„Nun?“ , fragte Dario, ohne sich umzudrehen.

Leomar legte die Hand auf den Schuldschein. Nicht, um ihn zu schützen. Nur weil sein Körper etwas Festes brauchte. „Nun rede ich.“

Dario drehte sich langsam um. Sein Blick glitt erst auf Leomars Hand, dann auf das Pergament darunter. Etwas Kleines veränderte sich in seinem Gesicht. Kein Schreck. Eher jenes konzentrierte Missfallen, mit dem man einen Riss im eigenen Mauerwerk entdeckt, den man immer vermutet, aber nie so bald bestätigt wissen wollte.

„So spät?“

„Ja.“

„Dann wird es teuer.“

„Das weiß ich.“

Leomar nahm den Schuldschein auf und schob ihn über den Tisch. Das Papier machte ein kleines, trockenes Geräusch. Selmino Vargella hob sofort die Hand danach, doch Dario war schneller. Er nahm das Blatt, überflog die Summe, las noch einmal, diesmal langsamer.

Achtzehnhundert Dukaten.

Die Luft im Zimmer schien sich zu verengen. Nicht sichtbar. Nur an Leomars Körper. Der Kragen saß wieder zu eng. Seine Schultern wurden heiß unter dem Rock. Trotzdem stand er gerade. Er wollte wenigstens das noch ordentlich tun.

„Wessen Schuld?“ , fragte Dario.

Leomar antwortete nicht sofort. Nicht aus Berechnung. Weil allein das Aussprechen des Namens seines Bruders etwas Endgültiges hatte, das auch jetzt noch in ihm auf Widerstand stieß.

Dario hob den Blick. „Frag mich nicht zweimal.“

„Ramon.“

Selmino Vargellas Feder stockte über dem Schreibbrett. Nur kurz. Genug.

Dario sah wieder auf das Papier. „Und du hast übernommen.“

„Ja.“

„Ohne Hausbeschluss.“

„Ja.“

„Ohne Mitteilung.“

„Ja.“

Nun legte Dario den Schuldschein hin, sehr vorsichtig, als könne man durch Härte etwas beschmutzen, das schon unerquicklich genug war. „Seit wann?“

„Seit drei Monden.“

„Und fällig?“

„Kurzfristig vorgezogen. Deshalb die Zinszahlung im Hof.“

Dario schloss für einen Augenblick die Augen. Es war die erste sichtbare Regung, die Leomar ihm an diesem Morgen abrang. „Phex steh uns bei.“

„Er stand nicht besonders nah.“

„Spar dir den Witz.“

Leomar schwieg. Er hatte ohnehin keinen machen wollen.

Dario trat an den Tisch. „Du hast also achtzehnhundert Dukaten verdeckt auf dich genommen, um deinen Bruder aus der Öffentlichkeit zu halten. Du hast Zinsen über phexnahe Läufer bedient. Du hast in derselben Zeit eine Vertragsverbindung vertreten, deren Glaubwürdigkeit auf deiner angeblichen Klarheit ruhte.“ Er hob den Blick. „Und du erwartest jetzt was genau von mir?“

Leomar hatte sich dieselbe Frage seit Sonnenaufgang gestellt. Gnade? Verständnis? Nein. Das wäre lächerlich gewesen. „Dass Ihr es ins Hausprotokoll nehmt. Dass Ihr die Schuld nicht länger unter meiner sauberen Handschrift versteckt. Und dass Ihr den unmittelbarsten Haftungsdruck nicht auf Ramon abwälzt.“

Dario lachte nicht. Sein Gesicht wurde nur kälter. „Du kommst also nicht, um dich zu retten.“

„Nein.“

„Endlich.“

Der Schlag saß. Leomar nahm ihn. Ohne sichtbares Zucken, hoffte er. Innen war es schlimmer. Denn Dario hatte recht auf die unerquicklichste Weise: Er war viel zu lange gekommen, um alles andere zu retten.

Selmino räusperte sich. „Wenn der Schuldschein ins Protokoll geht, berührt das unmittelbar die Frage von Herrn Leomars Eignung für den kommenden Vorschlag zur Äußeren Stube.“

„Es berührt sie nicht“, sagte Dario. „Es vernichtet sie.“

Die Worte fielen so sachlich, dass sie fast wie Erleichterung klangen. Klarheit. Saubere Kante. Leomar merkte, dass er den Tischrand mit zwei Fingern umklammerte, und ließ los.

„Gut“, sagte er.

Dario hob die Brauen. „Gut?“

„Ja.“

„Du gibst das leicht hin.“

„Nein.“ Nun kam endlich etwas Raues in seine Stimme. Nicht laut. Nur ungeschützt. „Ich gebe es hin, weil ich nichts anderes mehr geben kann, ohne noch tiefer zu sinken.“

Stille.

Selmino schrieb wieder. Federkratzen. Die Stadt verwandelte sogar Scham in ordentliche Zeilen.

Dario musterte ihn lang. „Und wofür genau?“

Leomar verstand die Frage. Für wen, meinte sie. Also antwortete er auch auf die Frage, die nicht sauber ausgesprochen wurde.

„Damit die Haftung nicht weiter über Umwege auf den Valegian-Betrieb drückt. Damit klar ist, dass nicht ihr Haus allein die unklare Seite dieser Verbindung war. Und damit Ihr, wenn Ihr schon alles verliert, wenigstens nicht mehr behaupten könnt, nur ihre Lage habe meinen Aufstieg unmöglich gemacht.“

Das war der wahre Preis. Nicht nur die Äußere Stube. Nicht nur Geld. Das Eingeständnis, dass er die schöne Einseitigkeit der Geschichte zerstörte, auf der Dario so gern gegessen hatte: die instabile Frau, das wackelige Lagerhaus, der unvernünftige

Nebenschaden. Nun stand auch im Hausprotokoll, dass Leomar selbst ein Loch im Boden verschwiegen hatte.

Dario zog den Mund schmal. „Du willst also Gerechtigkeit im Untergang.“

„Nein“, sagte Leomar. „Nur keine Lüge mehr darin.“

Etwas daran hinderte Dario für einen Moment an der nächsten Bewegung. Vielleicht, weil auch er merkte, wie unerquicklich brauchbar dieser Satz war.

Dann hob er die Hand. „Selmino. Vermerk: Herr Leomar di Serris legt eigenverantwortlich einen übernommenen Schuldschein über achtzehnhundert Dukaten offen, der bislang dem Haus nicht angezeigt war. Infolge dessen wird seine Benennung für jeden kommenden Sitzvorschlag an die Äußere Stube auf unbestimmte Zeit zurückgezogen.“

Selmino schrieb.

Auf unbestimmte Zeit.

Nicht endgültig, dachte Leomar. Nur in der Sprache des Hauses. Tatsächlich bedeutete es genau das. In Grangor bekamen Männer mit solcher Makelspur keinen zweiten Anlauf, solange ihnen nicht ein Wunder in Dukatenform oder Krieg ein neues Gesicht verschaffte. Beides stand nicht an.

Dario sah nun auf das zweite Pergament. Das mit dem Haussiegel. „Und zur unmittelbaren Haftung.“

Leomar wusste, dass jetzt der eigentliche materielle Preis kam. Nicht nur Stand. Vermögen.

„Ich übernehme dreihundert aus meinem Privatbestand sofort“, sagte er. „Der Rest über eine Veräußerung des Uferanteils am

Nebenkonto und die Auflösung meiner Beteiligung an der Belhanka-Linie.“

Selmino hob den Kopf. Diesmal deutlich. „Das ist fast Euer gesamter frei beweglicher Besitz.“

„Ja.“

„Und lässt Euch für mindestens zwei Jahre ohne eigene Rücklage.“

„Ja.“

Dario fragte nicht mehr, ob er sicher sei. Diese Frage stellte man Männern nur, wenn man ihnen noch Schonung anbieten wollte. Stattdessen sagte er: „Dann zeichne.“

Leomar setzte sich. Erst jetzt merkte er, wie schwer seine Knie geworden waren. Der Stuhl knarrte leise. Vor ihm lag das Pergament, das seinen Vermögensverlust festhielt: sofortige Einlage, Veräußerung, Aufgabe von Beteiligungsrechten. Er nahm die Feder, und seine Hand war einen Augenblick unerquicklich unruhig. Selmino sah es. Dario auch. Leomar hasste beide dafür und noch mehr sich selbst.

Er unterschrieb trotzdem sauber.

Als er den letzten Strich zog, fühlte es sich nicht groß an. Nicht heroisch. Eher wie das Schließen einer Wunde ohne Betäubung. Nüchtern. Klar. Zu spät.

Dario nahm das Blatt, prüfte die Signatur und siegelte. Das Wachs roch scharf und süß. Wie immer. Nichts im Geruch verriet, dass hier gerade ein Weg vernagelt wurde.

„Nun zu Eurem letzten Punkt“, sagte Dario. „Ihr wolltet, dass die Sache nicht länger auf Kosten der Valegian-Lesart allein erzählt wird.“

„Ja.“

„Dann werde ich nicht widersprechen, wenn bekannt wird, weshalb Ihr nicht mehr für die Äußere Stube taugt.“

Leomar sah ihn an. „Ihr werdet es also wissen lassen.“

„Nicht mit Trompeten. Aber ich werde die Lücke nicht schließen. Das genügt.“

Natürlich genügte das. In Grangor brauchte Rufverlust kein Anschlagbrett. Ein nicht geschlossenes Schweigen war oft genug.

Leomar stand wieder auf. Der Stuhl schabte über den Boden. Ein kleines, unerquicklich grobes Geräusch in einem Zimmer voller glatter Verluste.

„Gut“, sagte er.

Dario musterte ihn noch einmal. „Und sie?“

Leomar fragte nicht, wen er meinte.

„Was ist mit ihr?“

„Werdet Ihr weiterhin so tun, als wäre es eine Geschäftsverbindung?“

Leomar spürte, wie sich Hitze und Müdigkeit in ihm zu etwas Schwerem mischten. „Nein.“

„Das ist endlich eine ehrliche Antwort.“

„Sie nützt nur nichts mehr.“

Dario zuckte kaum merklich mit der Schulter. „Nützlichkeit war nie das einzige Kriterium. Nur das, an das sich Leute deines Alters am leichtesten klammern.“

Leomar antwortete darauf nicht. Es hätte ohnehin nur wieder nach Trotz geklungen. Stattdessen nahm er die Handschuhe vom Tisch, merkte, dass er einen fast fallenließ, fing ihn im letzten Moment ungeschickt auf und hasste selbst diese kleine Unsauberkeit. Zu viel war in den letzten Wochen an seinen Bewegungen verrutscht.

Als er zur Tür ging, hielt Darios Stimme ihn noch einmal auf.

„Leomar.“

Er wandte sich nicht ganz um.

„Du hast heute richtig gehandelt“, sagte Dario.

Ein Satz, auf den er jahrelang hätte hinarbeiten können. Heute fühlte er sich an wie kaltes Wasser über einer Brandwunde.

„Das macht nichts richtig“, erwiderte er.

„Nein.“

Mehr kam nicht.

Leomar verließ das Zimmer, ging den langen Korridor des Kontorhauses hinunter und trat hinaus auf den steinernen Laubengang über dem Kanal. Unten stießen Boote gegeneinander, Boten riefen, ein Lastseil quietschte. Grangor arbeitete. Überall wurde gerechnet, geschoben, verschwiegen, gesiegelt. Kein Mensch blieb stehen, nur weil ein Mann gerade seinen politischen Aufstieg, seinen frei beweglichen Besitz und den letzten Rest seiner schönen Unangreifbarkeit abgegeben hatte.

Auf Terra Ferma, im halbleeren Kontorraum des verlorenen Speicherhauses, saß Serana Valegian zur selben Stunde ihrem Vater gegenüber.

Ardan hatte die Nachricht aus dem Marktgericht inzwischen nicht nur verstanden, sondern in jene gefürchtete Ruhe verwandelt, die alte Kaufleute manchmal bekommen, wenn ein Verlust so groß ist, dass lauter Schmerz sich nicht mehr lohnt. Auf dem Tisch zwischen ihnen lagen die Abrechnung der auslaufenden Saison, zwei offene Lohnlisten und ein Blatt, auf dem Mira in eckiger, pflichtbewusster Schrift die noch verbliebenen Vorräte vermerkt hatte.

„Wir können die Strafsumme nicht mehr sinnvoll drücken“, sagte Ardan.

„Nein.“

„Und nicht so tun, als käme das Lagerhaus zurück.“

„Nein.“

Das Wort tat inzwischen fast körperlich weh. Serana war müde bis in die Knochen. Nicht die Müdigkeit einer Nacht. Die der letzten Wochen. Sie hatte in den vergangenen zwei Tagen zu viele Gespräche geführt, in denen Leute nicht mehr um Zukunft baten, sondern um Gewissheit. Soren wollte wissen, ob er sich andernorts melden solle. Mira fragte, ob sie wenigstens bis Monatsende bleibe, alldieweil sie ihre Schwester nicht sofort belasten wolle. Einer der Fährjungen hatte beim Reden plötzlich nur auf seine Hände gesehen und gar nicht mehr auf sie. Das war das Schlimmste: wenn Menschen den Blick senkten, nicht aus Respekt, sondern weil sie schon ahnten, dass man ihnen keine Sicherheit mehr geben konnte.

Ardan schob ihr nun ein Pergament zu. Nicht neu. Eine ältere Besitzübersicht. Unten war ein kleiner Ufergarten am Nebenkai verzeichnet, den ihre Mutter einst als Mitgabe eingebracht hatte. Kein großer Besitz. Aber frei von unmittelbarer Betriebslast.

„Wenn wir etwas halten wollen“, sagte er, „dann nicht die Fassade. Nur das, was man noch ehrbar verkleinern kann.“

Serana sah auf das Blatt. Ihr Hals wurde eng. „Ihr wollt den Garten aufgeben.“

„Ich will, dass du nicht weiterkämpfst, als noch Substanz da ist.“

„Das klingt sehr nach Aufgabe.“

„Nein. Es klingt nach kleinerem Leben.“

Da war sie also. Die andere Wahl. Nicht Flucht. Nicht neue taktische Verbindung. Sondern Verkleinerung. Sichtbar. Sozial. Endgültig.

Serana legte die Fingerspitzen auf den Rand des Pergaments. Sie waren kalt. Der Rest von ihr war es nicht. Unter dem Kleid stand wieder diese verhasste Hitze, die kam, wenn Scham und Entschluss zugleich den Körper besetzten. Sie dachte an alles, was noch leicht gewesen wäre, wenn sie nur hässlich genug hätte handeln wollen: irgendein anderer Bewerber, ein halber Schutzbund, eine Verbindung rein auf Kalkül, eine kluge Abreise, bevor die Stadt ganz begriff, was verloren war.

Sie wollte das plötzlich mit einer Klarheit nicht, die beinahe weh tat.

„Nein“, sagte sie.

Ardan hob den Blick. „Nein?“

„Keine Flucht. Keine neue Verbindung, nur weil sie jetzt taktisch wäre. Kein Weglaufen nach Belhanka zu irgendeiner Tante, damit man später erzählen kann, ich hätte mich aus der Schande ins Milde verabschiedet.“ Sie atmete einmal tief ein, obwohl das Mieder dagegenhielt. „Wenn wir kleiner werden, dann hier.“

Ardan sah sie lange an. Dann nickte er langsam. „Gut.“

„Der Garten bleibt“, sagte sie. „Aber der Südsteg geht. Und zwei der alten Lagerkarren. Die Küche wird kleiner geführt. Mira nur, wenn sie selbst bleiben will. Soren bekommt eine ehrliche Empfehlung. Die Jungen an der Fähre entlasse ich nicht über Gerüchte, sondern ins Gesicht.“

Jeder Satz kostete. Das merkte sie körperlich. Am trockenen Mund, am Ziehen unter dem Brustbein, an der Art, wie ihre Stimme manchmal einen halben Schlag zu spät kam. Aber jeder Satz machte die Sache auch wirklich. Nicht tragisch. Wirklich.

Ardan lehnte sich zurück. „Das wird dich Stand kosten.“

Serana lachte atemlos auf. „Welchen Stand genau verteidige ich noch?“

„Den Rest, der bleibt, wenn man nicht lügt.“

Sie sah ihn an und spürte, dass gerade darin eine seltsame Form von Trost lag. Kein schönes Ende. Nicht einmal ein gutes. Nur ein ehrlicherer Untergang des falschen Lebens.

Da klopfte es.

Mira trat ein, eine Schürze noch über dem dunklen Kleid, die Hände vom Teigmehl nur notdürftig gereinigt. Ihr Blick ging von Ardan zu Serana und blieb an deren Gesicht hängen. „Ein Bote war da“, sagte sie. „Vom Kontorhaus di Serris.“

Seranas Körper reagierte vor ihrem Verstand. Ein harter Schlag im Hals. Sofortige Hitze in den Wangen. Sie hasste es.

„Was wollte er?“

Mira trat näher und legte ein kleines, nicht versiegeltes Blatt auf den Tisch. Kein offizielles Schreiben. Nur wenige Zeilen. Leomars Hand. Sie kannte sie inzwischen zu gut.

Ich habe die Schuld offengelegt.
Der Sitzweg in die Äußere Stube ist fort.
Ein Teil meines Vermögens ebenfalls.
Nicht als Bitte. Nur damit du nicht glaubst, ich hätte ohne Preis zugesehen.

L.

Mehr nicht.

Kein Trost. Kein Anspruch. Kein „versteh“. Gerade deshalb stach es tiefer.

Ardan sah auf das Blatt, dann auf Serana. „Nun?“

Sie legte die Hand darauf. Nicht sanft. Nur um zu verhindern, dass ihre Finger verrieten, wie stark sie gerade zitterten. Vor ihrem inneren Auge stand Leomar, geschniegelt im Kontorhaus, dann ungeschminkt im Archivraum, dann wieder in einer Zukunft, die er selbst gerade kleiner gemacht hatte.

„Nun“, sagte sie langsam, „glaube ich ihm.“

Ardan nickte nur. Kein Kommentar. Vielleicht war das das Freundlichste.

Serana stand auf. Wieder etwas zu schnell. Der Stuhl stieß hinten leicht gegen den Boden. Sie ging zum Fenster, öffnete es weiter und ließ die feuchte Luft vom Kanal herein. Draußen war kein

hübscher Tag. Graues Wasser, ein schiefer Kahn, ein Knecht, der mit einem Haken gegen eine lose Tonne stieß. Das Leben der verkleinerten Verhältnisse sah nicht edel aus. Es sah nach Arbeit aus.

Sie schloss für einen Augenblick die Augen.

Leomar hatte den Preis bezahlt. Öffentlich genug, um einen Weg zu verlieren, den er seit Jahren vor sich hergetragen hatte. Mit Vermögen, das nicht nur Zahl, sondern Bewegungsfreiheit gewesen war. Sie selbst würde ihren Preis ebenfalls nicht mehr umdeuten können: kleinerer Betrieb, verlorenes Lagerhaus, weniger Personal, weniger Einladungen, weniger Zukunft in den alten Kreisen.

Die Stadt würde nicht vergessen. Dario nicht. Risskir nicht. Berlinghan und Paligan schon gar nicht. Kreditlinien würden enger bleiben. Patrizische Verhandlungskreise geschlossen. Ein Tempelbeamter würde weiter misstrauisch schauen. Und Leomars Name würde nicht so schnell wieder in Richtung Äußere Stube wandern.

Als sie sich wieder umdrehte, lag auf ihrem Gesicht nichts Versöhntes. Nur Klarheit.

„Mira“, sagte sie, „lasst niemandem ausrichten, dass wir fortgehen.“

„Nein, Herrin.“

„Und heute Abend“, fügte Serana hinzu, ohne das Blatt aus der Hand zu legen, „lade ich niemanden mehr ein, der uns nur braucht, wenn wir größer aussehen als wir sind.“

Mira nickte.

Ardan sagte leise: „Und ihn?“

Serana antwortete erst nach einem langen Atemzug. „Wenn er kommt, spreche ich mit ihm. Nicht als Rettung. Nicht als Tausch. Nur als das, was nach allem noch übrig ist.“

„Und was ist das?“

Sie sah auf die knappe Nachricht, auf das verkrampfte L, auf den fehlenden Trost, der ehrlicher war als jeder große Satz.

„Nicht genug für das alte Leben“, sagte sie. „Aber vielleicht genug für ein kleineres.“

Im Kontorhaus di Serris stand Leomar zur selben Stunde am Ende des Laubengangs und sah hinunter auf das Wasser, als könne er dort irgendetwas lesen, das höher als Verlust war. Er hatte keine Antwort von ihr. Nicht einmal das Recht, eine zu erwarten. Nur die erstaunlich nüchterne Gewissheit, dass er zum ersten Mal seit Wochen nicht mehr ganz in einer Lüge stand.

Das kostete ihn den Weg in die Äußere Stube, einen beträchtlichen Teil seines Vermögens und den letzten Rest bedingungsloser Duldung im Haus.

Sie kostete ihr den Speicher, die Saison, die alte Fassade ihres Betriebs und einen Teil ihres sozialen Schutzraums.

Beide waren nun kleiner geworden.

Gerade deshalb war das, was zwischen ihnen noch bestand, nicht mehr dynastisch brauchbar, nicht mehr politisch glänzend und schon gar nicht gesellschaftlich reintegrierbar.

Aber es war echt genug, um nicht mit einer letzten Lüge zu enden.

Und in Grangor war das, unter den Augen der Zwölf, beinahe schon ein Glück.

Beachten sie unsere Romanserien:
Gefangen im Horror von Edgaran Allan Corvinus
Unter den Augen der Zwölf – Valeria Seravalli

Herausgegeben im Jahre 1048 nach Bosparans Fall
durch Holmar Wenzelin zu Vinsalt

Gedruckt in der Offizin der
Druckerei „Zur Goldenen Letternkrone“
am Südufer des Vinsalt-Deltas

Er bot ihr seinen Namen an wie ein Siegel, das alles retten sollte. Sie nahm ihn an – und wusste doch, dass in Grangor jede Nähe einen Preis hat.

Serana Valegian kämpft um das Speicherhaus ihres Vaters, um Löhne, Fristen und den letzten Rest Würde. Leomar di Serris braucht eine Verbindung, die seinem Haus nützt und seinen Aufstieg sichert. Was als nüchterner Vertrag beginnt, gerät zwischen Tempel, Register und patrizische Blicke schneller in Brand, als beide es zugeben wollen.

Denn in einer Stadt, die von Handel lebt, bleibt keine Schwäche lange verborgen. Nicht eine heimliche Zahlung. Nicht ein falsches Schweigen. Und schon gar nicht die gefährliche Nähe zwischen zwei Menschen, die einander misstrauen sollten.

Zwischen goldenen Sälen, dunklen Kanälen und verhängnisvollen Unterschriften wird aus Berechnung Begehren – und aus Schutz beinahe Verrat.

Kann Liebe bestehen, wenn jedes Gefühl unter fremdem Siegel verhandelt wird?